



49. Jahrgang.

Deutsches

15. Heft.

Samilienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Aus Leidenschaft.

Roman von Reinhold Ortmann.

Elftes Kapitel.

Das Hotel garni, in welchem die Schwestern noch am nämlichen Nachmittag Wohnung genommen hatten, machte der Empfehlung ihres freundlichen Beschützers alle Ehre. Zwar war es ein altes, unansehnliches Haus mit kleinen, niedrigen Zimmern und entbehrte gänzlich der verschwenderischen Eleganz, die man in großstädtischen Gasthäusern ersten Ranges zu finden gewöhnt ist; aber vom Erdgeschoß bis zum Dach war alles blitzsauber und von anheimelnder Nettigkeit. Die trotz ihres grauen Scheitels und ihrer stattlichen Leibesfülle noch immer jugendlich behende Wirtin waltete ihres Amtes mit einer schlichten Treuherzigkeit, die ihr notwendig sogleich das Vertrauen ihrer Gäste gewinnen mußte, wie sehr auch immer ihre etwas patriarchalischen Umgangsformen sich von den gewandten und geschmeidigen Manieren eines schön frisierten Oberkellners unterscheiden mochten. Margarete und Jenny fühlten sich von der ersten Stunde an ganz heimisch unter ihrem Schutze, und wenn auch ihre seltsame Lage nicht eben danach angethan war, sie ausgelassen heiter und übermütig zu stimmen, so waren sie doch weit davon entfernt, die Köpfe hängen zu lassen und sich trübseligen Betrachtungen über die Wandelbarkeit irdischen Glückes hinzugeben. Niemand, der sie bei ihrem bescheidenen Abendessen beobachtet hätte, würde auf die Vermutung gekommen sein, daß er da eine von ihrem Gatten am ersten Tage der Ehe schändlich verlassene junge Frau vor sich habe. Und wenn Jenny bei dem Gedanken an den gefürchteten Oheim doch hie und da eine Anwendung von Kleinmut hatte, so half Margaretes gelassene Zuversicht ihr jedesmal ziemlich schnell darüber hinweg. Als sie eben im Begriff waren, sich auf ihr Stübchen zurückzuziehen, erschien in dem Logierhause ein Diener in einfacher, dunkler Livree, der einen Brief für Frau Margarete Albenhoven

brachte und beauftragt war, ihre Antwort sogleich in Empfang zu nehmen. Die junge Frau war ein wenig betroffen, denn sie vermutete, daß es eine weitere Nachricht von ihrem Gatten sein könnte, und sie erkappte sich auf einer Regung der Furcht, er möchte ihr darin vielleicht schon seine nahe bevorstehende Rückkehr melden und der schöne Freiheitstraum möchte bereits zu Ende

geträumt sein. Erleichtert atmete sie auf, als sie sah, daß es nicht seine Züge waren, sondern eine dünne, zierliche, etwas altmodische Handschrift, die ohne Zweifel von einer Dame herrührte. Sie löste den Umschlag und las:

„Geehrte Frau!

Mein alter Freund Henning hat mir soeben von Ihnen gesprochen und von Ihrem Wunsche, für die nächste Zeit mit Ihrer Schwester Aufnahme in einem anständigen Hause zu finden. Da das meinige Raum genug bietet, und da ich eben Umschau halte nach einem sympathischen weiblichen Wesen, dessen Gesellschaft mir einige Monate der Einsamkeit etwas erträglicher gestalten soll, so läßt sich vielleicht Ihrem Wunsche wie dem meinigen Erfüllung verschaffen, vorausgesetzt, daß wir in unsern Neigungen ein wenig harmonisieren und daß der beständige Umgang mit einer sehr eingezogen lebenden alten Frau Ihnen nicht gar zu eintönig und abschreckend erscheint. Jedenfalls werde ich mich freuen, Sie und Ihre Schwester kennen zu lernen, und bitte, mir durch den Ueberbringer mitzuteilen, ob ich Sie morgen vormittag gegen elf Uhr mit der jungen Dame erwarten darf.

Mit bester Empfehlung

Henriette von Silsa.“

„Der treffliche Herr Henning nimmt es fürwahr sehr ernst mit seinen Versprechungen,“ sagte Margarete gerührt, indem sie Jenny den Brief reichte. „Wir werden Mühe haben, uns ihm so erkenntlich zu zeigen, wie er's verdient. Natürlich müssen wir hingehen. Das ist doch wohl auch deine Meinung?“

„Gewiß! Und ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, um wenigstens einen leidlich günstigen Eindruck auf die Dame zu machen.“

Soweit dieser Eindruck von ihrer äußeren Erscheinung abhängig war, mußte er unter allen Umständen ein vorteilhafter sein, denn Jenny hatte kaum jemals reizender ausgesehen als mit der etwas besangenen Miene und dem allerliebsten Rot der Verlegenheit, das über ihre zarten Wangen flog, da sie am nächsten Morgen von dem Diener in den zu ebener Erde gelegenen Empfangssalon der Frau von Silsa geführt wurden. Auch



Nach einer Aufnahme von Geybphotograph Goltz in Weimar.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach †.

Margarete fühlte sich nicht frei von Verwirrung, denn darauf, daß die alte Freundin des in Kleidung und Auftreten so überaus einfachen Herrn Henning die Bewohnerin eines so vornehmen Hauses sein könnte, war sie nicht vorbereitet gewesen. Die inmitten eines ziemlich großen Gartens gelegene Villa zeichnete sich durch ihre Stätte und die edle Schönheit ihrer architektonischen Formen augenfällig vor allen Gebäuden der nächsten Umgebung aus, und die innere Ausstattung entsprach durchaus den hohen Erwartungen, welche durch die bestehende Außenwelt geweckt werden mußten. Hohe, helle und lustige Räume von schlichter Vornehmheit der Ausstattung nahmen die Eintretenden auf; eine wundervolle Harmonie der Linien und der Farben erregte das Auge, wohin immer es sich wenden mochte, und erlesene Kunstwerke von zweifellos sehr hoher Kostbarkeit waren in feinsinniger Anordnung überall verteilt. Dabei gab es nirgends gleißenden Prunk und pomphaft zur Schau getragenen Reichtum, nirgends jene Steifheit und Kälte, die sich unfehlbar einstellen, wenn lediglich eine imponierende Wirkung auf den Besucher beabsichtigt ist. Alles war anheimelnd, warm und behaglich, augenscheinlich den persönlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten derer angepaßt, welche diese Räume täglich benutzten.

„Wie schön es hier ist!“ flüsterte Jenny ihrer Schwester zu, während sie auf das Erscheinen der Frau von Gilfa warteten. „Nein, hier wird man uns sicherlich nicht behalten.“

Nur eine einzige Minute bekommenen Harrens, dann öffnete sich eine der hohen Flügelthüren, und die Dame des Hauses stand vor ihnen. Ein Blick auf die Gestalt und das Antlitz der schwarz gekleideten, silberhaarigen Matrone genügte, um alle Befangenheit Margaretens mit einemmal schwinden zu lassen. Diese milden, gütigen Züge und diese hellen, fast noch jugendlichen Augen lehrten sie sogleich verstehen, wie Frau von Gilfa und August Henning trotz der Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung und wahrscheinlich auch ihrer Bildung gute Freunde sein konnten. Sie begriff, weshalb der alte Herr von ihr als von einer verehrungswürdigen Person gesprochen hatte, und sie fühlte, daß es in der That sehr leicht sein müsse, volles Vertrauen zu ihr zu gewinnen.

Sich beim Gehen leicht auf einen Stuhl stützend, kam Frau von Gilfa auf die beiden Besucherinnen zu. Ihre klaren Augen hatten rasche Musterung gehalten, und sie schienen von dem Ergebnis derselben jedenfalls nicht unangenehm enttäuscht, da die begrüßenden Worte, die sie an die Schwestern richtete, sonst schwerlich von so warmem und herzlichem Klange gewesen wären. Sie dankte ihnen für ihr Erscheinen und nötigte sie, rechts und links von ihr auf kleinen Sesseln Platz zu nehmen. Es war durchaus nichts gesucht Vornehmes in ihrem Wesen und nichts Gerablassendes in ihrer Freundlichkeit, obwohl man sicherlich nicht für einen einzigen Augenblick vergessen konnte, sich einer Dame aus gutem Hause und von ausgezeichnete gesellschaftlicher Stellung gegenüber zu befinden. Den eigentlichen Zweck dieser Unterredung berührte sie zunächst nicht, sondern sie begann, nachdem sie in Ausdrücken der höchsten Achtung von August Henning gesprochen, mit der anmutigen Leichtigkeit einer klugen und feingebildeten Frau über die mannigfachen Dinge zu plaudern, von denen sie annehmen konnte, daß sie für Margarete von Interesse seien. Wenn es ihr Wunsch war, einen Einblick in das Geistesleben und die Denkweise der jungen Frau zu gewinnen, so erreichte sie diese Absicht auf solche Art jedenfalls viel leichter, als es durch eine Fülle indiscreter und für beide Teile peinlicher Fragen möglich gewesen wäre. An Jenny, die in bescheidenem Schweigen verharrte, richtete sie nur selten das Wort, aber dann jedesmal in einer so gütigen und freundlich heiteren Weise, daß es der Ungeredeten nicht schwer fiel, eine unbefangene und ganz von ihrem natürlichen Wesen diktierte Antwort zu finden.

Ihre helle, liebliche Stimme klang eben wieder durch den Raum, als eine andre Thür desselben geöffnet wurde und ein hochgewachsener junger Mann über die Schwelle trat. Er stutzte beim Anblick der beiden fremden Damen, die sein Erscheinen noch gar nicht bemerkt hatten, weil sie ihm den Rücken zugehrt, und schien willens, sich leise, wie er eingetreten war, wieder zurückzuziehen. Frau von Gilfa aber hatte ihn gesehen und winkle ihm mit den Augen, näher zu kommen.

„Mein Sohn Herbert!“ sagte sie vorstellend, und nannte ihm dann auch die Namen der Schwestern, ohne ihn indeß über den Zweck ihres Hierseins aufzuklären. Er verbeugte sich artig gegen beide, aber seine Augen, die über Margaretens Gestalt und Antlitz nur flüchtig hingeglitten waren, hingen wie festgebannt an dem reizenden Gesichtchen der Jüngerin, die es freilich wohl kaum bemerkte, da sie sogleich wieder bescheiden und sittsam die Lider gesenkt hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe.“ sagte er, „aber ich wußte nicht, daß du Besuch hast,

liebe Mutter! Und ich hoffe, die Damen lassen sich durch meine Gegenwart nicht in ihrem Gespräch unterbrechen.“

Er trat an eines der Fenster und blieb dort stehen, das Gesicht ins Zimmer gewendet. Die Umrisse seiner schlanken und trotz ihrer Größe mehr zierlichen als robusten Figur zeichneten sich scharf gegen den hellen Hintergrund ab, und als er nun ein wenig den Kopf wandte, trat auch die feine Profilinie seines auffallend regelmäßig und edel gebildeten Antlitzes deutlich hervor. Er konnte kaum mehr als vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt sein; ein leichter, dunkler Flaum nur beschattete seine Oberlippe, aber seine Stimme war bei den wenigen Worten, die er gesprochen, von merkwürdig mäßigem Klange gewesen, und auch seine Haltung war nicht von jener frischen Jugendlichkeit, die seinem glücklichen Lebensalter zugekommen wäre. Er trug den rechten Arm in einer schwarzseidenen Schlinge, und seine Bewegungen ließen erkennen, daß er genötigt war, auf die ruhige Lage dieses Armes besondere Rücksicht zu nehmen. An der Unterhaltung beteiligte er sich nicht, aber er schien aufmerksam zuzuhören, und wenn er auch jetzt vermied, sie in taktloser Weise anzustarren, so flog sein Blick doch in kurzen Zwischenräumen immer wieder zu Jenny hinüber, von der er fast um die halbe Länge des geräumigen Zimmers getrennt war.

Das Gespräch der andern war durch eine zufällige Bemerkung Margaretens auf die Münchener Kunstschätze übergesprungen, und es hatte nichts Auffälliges, als Frau von Gilfa sich gelegentlich an das junge Mädchen mit der Frage wandte, ob es sie wohl interessieren würde, einen Gang durch die kleine Gemäldegalerie des Hauses zu machen. Daß sie den Wunsch hatte, eine Weile mit Margarete allein zu sein, war bei der Art dieser Frage allerdings nicht zu verkennen, und schon deshalb würde Jenny unbedingt mit einem Ja geantwortet haben.

„Mein Sohn wird Ihnen gern als Führer und Erklärer dienen, liebes Fräulein,“ fuhr die Dame des Hauses fort. „Er hat dies Amt schon so oft versehen, daß er, wie ich glaube, nachgerade einige Übung darin erlangt hat.“

Jenny war aufgestanden, und da Herbert von Gilfa nun auf sie zutrat, um sich ihr mit einigen verbindlichen Worten zur Verfügung zu stellen, konnte sie nicht umhin, wenigstens für einen Moment zu ihm emporzusehen. Sie fand, daß er sehr hübsch war und daß er ganz das Äußere eines Künstlers hatte, aber gerade in diesem Augenblick fiel ihr durch eine Ideenverbindung, die sie selbst für eine rein zufällige hielt, ihr unbekannter Ritter aus dem Göttersbergischen Hause ein, und sie sagte sich in der verschwiegene Stille ihres Herzens, daß auch die feinen, edlen Züge des Herrn von Gilfa keinen Vergleich auszuhalten vermöchten mit seiner kraftvollen Schönheit. Und als wäre sie gerade durch diesen Gedanken verseucht worden, war nun ihre anfängliche Verlegenheit dem fremden jungen Manne gegenüber mit einemmal dahin. Sie nickte ihrer Schwester heiter zu, machte der Dame des Hauses einen zierlichen Knicks und schritt dann leichtfüßig durch die Thür, die Herbert mit seinem gesunden linken Arm artig für sie geöffnet hatte.

„Entschuldigen Sie, wenn ich mich einer kleinen Kriegslift bedient habe, um Ihr Schwesterchen auf kurze Zeit zu entfernen,“ wandte sich Frau von Gilfa, sobald sie allein waren, an Margarete. „Aber ich war nicht ganz sicher, ob es Ihnen angenehm sein würde, gewisse Dinge in ihrem Beisein mit mir zu besprechen. Hat Ihnen Herr Henning gesagt, aus welchem Grunde ich eine jüngere Dame als Gefährtin meiner Einsamkeit in mein Haus aufnehmen möchte?“

„Nein, gnädige Frau! Er machte mir überhaupt nur Hoffnung auf Ihren gütigen Rat, nicht darauf, daß Sie selbst mich engagieren könnten.“

„Nun, so hat Ihnen mein gestriger Brief verraten, daß ich eine solche Absicht hege. Der junge Mann, den Sie soeben hier gesehen haben, ist mein einziges Kind. Er wurde mir erst in einem Alter geschenkt, wo ich solchen Glückes kaum noch gewärtig sein durfte, und Sie werden es danach verzeihlich finden, wenn ich mit einer vielleicht etwas übertriebenen mütterlichen Zärtlichkeit an ihm hänge. Seit dem Tode meines Vaters bin ich noch nicht für einen einzigen Tag von ihm getrennt gewesen, und nun, da mich eine ebenso traurige wie unabänderliche Notwendigkeit zu solcher Trennung zwingt, sehe ich der damit über mich verhängten Prüfung voll banger Sorge entgegen.“

Sie hielt inne, und in einem tiefen, schmerzlichen Atemzuge hob sich ihre Brust. Befangen wartete Margarete, die ihr nichts zu sagen wußte, auf weitere Eröffnungen, und nach einem kleinen Schweigen fuhr Frau von Gilfa fort:

„Die Ärzte haben meinem Sohn angeraten, im sonnigen Süden Vibration für ein körperliches und Heilung für ein ungleich schlimmeres seelisches Leiden zu suchen, und ich kann ihnen nur zustimmen, wenn sie es für besser halten, daß ich ihn nicht begleite.

Aber wenn er fort ist, wird es sehr still und leer werden um mich her, so still und leer, daß ich wohl einige Ursache habe, mich davor zu fürchten. Mein Alter, meine Gewohnheiten und der schwere Druck des Verhängnisses, mit dem des Himmels unerforschlicher Ratsschluß meinen armen Sohn und mich heimgesucht hat, machen es mir unmöglich, Zerstreuung und Ablenkung außerhalb dieser Mauern zu suchen. Können Sie es nun wirklich über sich gewinnen, meine liebe Frau Aldenhoven, ein so klösterliches und freudloses Dasein mit mir zu teilen? Und halten Sie es vollends für denkbar, daß auch ein so munteres, lebensprühendes Geschöpfchen wie Ihre Schwester sich dazu entschließen?“

„Meine Wünsche sind nicht auf Vergnügungen gerichtet, gnädige Frau,“ erwiderte Margarete einfach. „Und meine Schwester wird glücklich sein, wenn sie vorläufig nicht gezwungen ist, sich von mir zu trennen.“

„Es freut mich, das zu hören. So würde ich Sie denn auf die warme Empfehlung meines alten Freundes Henning hin und nach den Eindrücken, die ich während dieser letzten Stunde empfangen, gern als liebe Hausgenossin willkommen heißen.“

„Verzeihen Sie, Frau von Gilfa — aber ehe ich daran denken darf, auf ein so liebenswürdiges Anerbieten einzugehen, bin ich Ihnen volle Aufklärung schuldig über die Lage, in der ich mich befinde. Ich habe Herrn Henning darüber nicht die ganze Wahrheit gesagt. Ihnen aber darf ich nichts verschweigen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie dann Ihre Entschließung ändern. Es ist wahr, daß mein Gatte unmittelbar nach unserer Hochzeit eine größere Reise angetreten hat. Aber ich kenne ebensowenig die Veranlassung dieser Reise als ihr Ziel. Und die Umstände, unter denen er sich von mir entfernt hat, machen es mir, trotz seiner Versicherung baldiger Wiederkehr, recht zweifelhaft, ob er jemals zurückkommen wird.“

„Armes Kind!“ sagte Frau von Gilfa herzlich, indem sie ihre Hand auf die Margaretes legte. „Und Sie haben ihm keinen Grund gegeben, Sie zu verlassen — nicht wahr?“

„Ich habe mich hundertmal gefragt, ob es so sein könnte. Aber mein Gewissen sagt nein. Und er hätte es mir wohl auch nicht verschwiegen, wenn er sich berechtigt gefühlt hätte, eine Anklage gegen mich zu erheben.“

„Werden Sie einer alten Frau nicht böse sein um einer offenen Frage willen, auf die Sie durchaus nicht zu antworten brauchen, wenn es Ihnen nicht gefällt?“

„Fragen Sie mich. Ich werde Ihnen nichts verbergen!“

„Haben Sie Ihren Gatten aus Liebe geheiratet?“ Margarete senkte den Kopf und schwieg. Schon öffnete Frau von Gilfa abermals die Lippen, um ihr mit einem freundlichen Wort über die durch ihre Frage heraufbeschworene Verlegenheit hinwegzuhelfen, als ihr die junge Frau, die während der letzten Sekunden einen schweren Kampf mit sich selber bestanden haben mochte, doch noch zuwortkam.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen die ganze Geschichte meiner Verlobung und meiner Heirat zu erzählen? Denn nur so könnten Sie meine Antwort verstehen.“

„Gewiß, mein liebes Kind! Denken Sie, es wäre Ihre Großmutter, zu der Sie sprechen. Den Jahren nach könnte ich es ja auch recht wohl sein.“

„Nun denn, ich habe meinen Gatten nicht aus Liebe geheiratet, Frau von Gilfa! Aber ehe Sie mich deshalb verurteilen, hören Sie mich an.“

Und sie erzählte ihr alles, von den glücklichen Tagen an, die sie unter der Obhut ihres edlen Vaters verlebte, bis zu dem ereignisreichen Gesellschaftsabend im Göttersbergischen Hause und bis zu den seltsamen Ueberraschungen, die ihr der gestrige Morgen gebracht.

Zwölftes Kapitel.

Die Gemäldegalerie, die der vor wenigen Jahren verstorbene Herr von Gilfa während eines langen Lebens mit seinem Verständnis und nahezu fürstlicher Freigebigkeit zusammengebracht, durfte sich in der That sehen lassen. Fast alle berühmten Künstler der letzten dreißig Jahre waren darin mit einem oder mehreren ausgezeichneten Werken vertreten, und auch von den alten italienischen und niederländischen Meistern fand sich in den beiden großen Sälen manches Bild, um das die Verwaltung bedeutender Museen die glücklichen Besitzer wohl hätte beneiden können.

Herbert von Gilfa, der gleichsam inmitten dieser Schätze aufgewachsen war und der die Geschichte jedes einzelnen Gemäldes kannte, machte den Führer und Erklärer mit ebenso viel Liebenswürdigkeit als feinem Takt. Und seine anmutige junge Begleiterin hatte nicht unbefangener und munterer mit ihm plaudern können, wenn er ein lediglich zu diesem Zweck angestellter Beamter gewesen wäre. Sie war weit davon entfernt, eine Kunstkennnerin zu sein; aber sie dachte auch nicht einen Augenblick daran, sich den Anschein einer solchen zu geben. Mit naiver Aufrichtigkeit

äußerte sie ihr Mißfallen wie ihr Entzücken, und das eine gleich dem andern oft in Worten, welche wohl die Entrüstung oder das mitleidige Lächeln eines Fachgelehrten hätten herausfordern können. Herbert von Gilfa aber lächelte weder mitleidig noch zeigte er irgend welche Entrüstung über Jennys drollige Ehrlichkeit. Die eigentümliche Veränderung, die während dieser Besichtigung in seinem Wesen, ja selbst in seinem Aussehen vor sich ging, ließ vielmehr im Gegenteil vermuten, daß ihm die Unterhaltung ein nicht geringes Vergnügen bereite. Er schien jetzt weniger abgelenkt und müde als vorher; der Ausdruck von Traurigkeit, der gleich einer Wolke auf seinem schönen Gesicht gelegen, war verschwunden, und seine Stimme hatte einen volleren markigen Klang. Oft, wenn Jenny ganz in die andächtige Betrachtung eines Bildes versunken stand, trat er absichtlich ein wenig hinter sie zurück, um unverwandt mit leuchtenden Augen ihr reizvolles Köpfchen ansehen zu können, und wenn sie dann, ohne sich nach ihm umzuwenden, eine Frage an ihn richtete, fuhr er jedesmal ganz erschrocken zusammen, als sei er bei etwas Verbotenem ertappt worden.

Am Ende des zweiten Saales befand sich eine breite, mit einem kostbaren Teppich verhängte Thür.

„Sieht es dahinter auch noch etwas zu sehen?“ fragte Jenny, als sie dieselbe erreicht hatten, neugierig, und es fiel ihr nicht weiter auf, daß ihr Begleiter wohl eine Sekunde lang zauderte, ehe er Antwort gab.

„Nichts, was der Mühe wert wäre, mein Fräulein. Es ist der Eingang zu einem Atelier.“

„Zu einem Maleratelier? Und ist es verboten, es zu betreten?“

„Das nicht gerade. Wenigstens würde ich das Verbot Ihnen gegenüber sicherlich nicht aufrecht erhalten.“

„So ist es Ihr eignes Atelier? Sie selbst sind ein Maler?“

„Ich war es,“ erwiderte er, und der Ton, in dem er die drei kleinen Worte sprach, ließ Jenny ihre kindische Neugier bereuen, so wenig sie auch begriff, weshalb ihr eben noch liebenswürdig heiterer Führer auf die harmlose Frage hin plötzlich wieder so ernst und düster dreinschaute.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich etwas Ungeheißeres...“ begann sie verlegen. Aber er hinderte sie, den Satz zu vollenden.

„Sie haben wahrhaftig keinen Anlaß, sich zu entschuldigen,“ unterbrach er sie rasch. „Und ich erbitte es jetzt als eine besondere Auszeichnung, daß Sie einen Blick in diese meine bisherige Werkstatt werfen.“

Er hatte den Vorhang zurückgezogen und mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche genommen, die Thür geöffnet. Jenny, die sich mit einemmal merkwürdig bekommen fühlte, sah in einen sehr großen, aber ganz in grüne Dämmerung eingehüllten Raum, der ihr fast unheimlich vorzukommen wollte in dieser ungewissen Beleuchtung. Die breiten Fenster waren dicht verhängt, und eine matte Helligkeit nur stahl sich durch die geschlossenen Gardinen. Die weißen Leiber der Bildwerke, mit denen der Raum gefüllt war, hoben sich beinahe gespenstisch aus diesem Halbdunkel, und die eben noch so Wißbegierige fühlte gar kein Verlangen mehr, die Schwelle zu überschreiten.

Herbert von Gilfa mochte erraten, was in ihr vorging, oder er mochte es ihr vom Gesicht ablesen, denn er sagte schnell:

„Gedenken Sie sich, bitte, nur einen Augenblick! Ich möchte nicht, daß Sie sich mit diesem ersten unfreundlichen Eindruck begnügen.“

Er eilte an die Fensterwand und riß mit seinem gebrauchsfähigen Arm die grünen Vorhänge ungestüm zur Seite. Eine breite Lichtwelle strömte herein, und wenn es auch nur das kalte Licht eines klaren Wintertages war, so reichte es doch hin, um den Charakter des Raumes vollständig zu verändern. Nun war mit einemmal Farbe und Leben, wo bis dahin die tiefen Schatten alles mit stumpfem, eintönigem Grau überzogen hatten. Die gespenstische Starrheit der weißen Statuenleiber wandelte sich in heitere Anmut, und bis in das fernste Winkelchen hinein trat aus dem scheinbar launenhaften Durcheinander von altertümlichen Möbeln, herrlichen Teppichen, seltenen Waffen und hundert andern eigenartigen Dingen die reiche Phantasie eines in der Freude am Schönen schwelgenden Künstlers zu Tage.

„O, wie hübsch das ist — wie wunderhübsch!“ rief Jenny, völlig hingerissen von der Wirkung des jähen Wechsels. „In einer solchen Umgebung muß es sich wirklich prächtig arbeiten lassen.“

Herbert von Gilfa hatte keine Erwiderung auf diese letzten Worte, und Jenny sah nicht, wie seltsam es in seinem Antlitz zuckte. Sie war schon wieder voll lebhaftesten Interesses für all die hundert Neuigkeiten um sie her, und er begann liebenswürdig und geduldig, wie vorher, auch hier den Erklärer zu machen. Nur als sich Jennys Wißbegierde den an den Wänden hängenden Bildern und Skizzen zuwandte, wurde er verlegen.

„Ah, das ist nichts!“ sagte er. „Nach alledem, was Sie in der letzten Stunde gesehen haben, kann es Ihnen wirklich nicht gefallen.“

Zwar war Jenny durchaus anderer Meinung; aber da sie zu bemerken glaubte, daß es ihm nicht angenehm sei, von diesen seinen eignen Bildern zu reden, wagte sie nicht mehr, ihrer Ansicht Ausdruck zu geben. Auch auf die große, verstellbare Staffelei, vor der auf niedrigen Taburettens allerlei Malutensilien lagen, wie wenn der Künstler seine Arbeit eben erst unterbrochen hätte, warf sie zuerst nur einen verstohlenen Blick. Aber das halb vollendete Gemälde zog sie unwiderstehlich an, und indem sie, wie um Verzeihung bittend, ihre schönen dunkeln Augen zu dem Maler aufschlug, trat sie nach einem kleinen Zaudern näher hinzu.

„Es ist Tasso mit den beiden Leonoren — nicht wahr?“ fragte sie. „Ich habe die Dichtung zwar noch nie auf dem Theater gesehen, aber ich habe sie schon unzählige Male gelesen und liebe sie außerordentlich, obwohl ich nicht alles darin verstehe.“

„Wie sollten Sie auch!“ erwiderte er, mit düster zusammengezogenen Brauen auf das unfertige Bild starrend. „Wie wenig wußte ich doch selbst von den Qualen, die eine Menschenseele, eine Künstlerseele zerreißt können, als ich mich unterfing, diese Scene zu malen.“

„Aber ich finde Ihre Arbeit sehr schön, Herr von Gilfa,“ bemerkte Jenny nach einer kleinen Weile schüchtern, vielleicht mehr in der Absicht, dem unbehaglichen Schweigen ein Ende zu machen, als weil sie glaubte, daß ihr Urteil ihm von irgend welchem Wert sein könnte. „Und ich bin sicher, alle Welt wird es so finden!“

„Alle Welt?“ Er lachte kurz und bitter auf. „Nein, mein Fräulein, die Welt wird niemals in die Notwendigkeit versetzt werden, sich mit diesem Bilde zu beschäftigen. Sie sehen ja, daß es kaum zur Hälfte vollendet ist. Und ich werde nie mehr einen Pinsel anrühren!“

Das klang so schmerzlich, daß Jenny bitter bereute, ihn zu dieser Äußerung veranlaßt zu haben. Sie wandte sich der Betrachtung eines andern Gegenstandes zu, aber sie that es nur noch zum Schein, denn eine Minute später sah sie auf ihre Uhr und erklärte:

„Wie schnell die Zeit vergangen ist! Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Liebenswürdigkeit, Herr von Gilfa, aber ich fürchte, daß ich meine Schwester schon zu lange auf meine Rückkehr habe warten lassen.“

Er machte keinen Versuch, sie länger zu halten. Rasch und schweigend gingen sie durch die Gemäldegalerie zurück in den Salon, wo Frau von Gilfa sie mit ihrem gütigsten Lächeln empfing.

„Das war ja eine recht gründliche Besichtigung. Ich hoffe, Sie haben sich nicht gelangweilt, liebes Kind!“

„Nein! Aber ich bin Ihrem Herrn Sohne gewiß recht lästig gewesen mit meinen vielen Fragen.“

Herbert, der wieder seinen vorigen Platz am Fenster eingenommen hatte, und mit träumerisch ernstem Gesichtsausdruck in den Garten hinausblinnte, mußte in seiner Zerstreuung ihre Antwort wohl ganz überhört haben, da er sie ohne Widerspruch ließ. Und Frau von Gilfa beilegte sich, die etwas peinliche Wirkung seines Schweigens auszugleichen, indem sie sagte:

„Ihre Frau Schwester und ich, wir haben inzwischen ein Komplott gegen Ihre Freiheit geschmiedet. Ich habe das Versprechen, daß Sie beide noch heute in mein Haus übersiedeln werden, um darin zu bleiben, solange es Ihnen gefällt.“

Von freudigem Schrecken durchzuckt, wandte sich ihr Jenny zu.

„Hier, in diesem schönen Hause? Und nicht nur meine Schwester, sondern auch ich? Aber Sie erwarten von mir sicherlich viel mehr, als ich leisten kann. Ich verstehe mich wirklich sehr schlecht darauf, mich nützlich zu machen.“

„Nun, wir werden schon irgend eine nützliche Beschäftigung für Sie ausfindig machen,“ beruhigte Frau von Gilfa lächelnd ihre Gewissensbedenken. „Die Hauptsache ist wohl zunächst, daß Sie gern kommen und sich nicht vor mir fürchten.“

Jenny, die aus ihren Empfindungen niemals ein Gehehl machte, hatte schon eine feurige Versicherung auf den Lippen, als ein zufälliger Blick auf Herbert sie unwillkürlich verstummen ließ. Der junge Maler, der bis dahin offenbar nicht geahnt hatte, welchem Zweck der Besuch der beiden Damen gedolten, war bei den Worten seiner Mutter lebhaft herumgefahren; seine Augen hingen wieder mit einem seltsamen Leuchten an Jennys Gesicht, und die freudigste Ueberraschung spiegelte sich in seinen Zügen. Das junge Mädchen fühlte, daß er der Äußerung des Entzückens, die sie eben hatte laut werden lassen wollen, leicht eine von ihr nicht beabsichtigte Deutung geben könnte, und darum begnügte sie sich, mit einem leisen Dankeswort die Hand der Matrone zu küssen. Aber es war ihr von diesem Augenblicke an ganz eigen zu Mute — bekommen und doch unbeschreiblich wohl, etwa wie

einem Kinde, das zum erstenmal vor dem herabgelassenen Vorhang eines Theaters sitzt und mit verhaltenem Atem der unbekannten Herrlichkeiten wartet, die sich ihm beim Emporsteigen der Gardine enthüllen werden. Sie gab ihrer Freude auch dann noch nicht mit der gewohnten Lebhaftigkeit Ausdruck, als sie kein Mißverständnis mehr zu fürchten hatte, weil sie sich mit Margarete wieder allein auf der Straße befand. In einer überaus angenehmen, traumhaften Stimmung, die kein Bedürfnis nach Mitteilung ihrer Gedanken aufkommen ließ, hörte sie der fast begeisterten Schilderung ihrer Schwester von der unverkennbaren Herzengüte und der bezaubernden Liebenswürdigkeit der Frau von Gilfa zu. Und sie fühlte sich erst unsanft in die Wirklichkeit zurückversetzt, als sie den ihr im Grunde nicht sehr sympathischen Herrn August Henning vor dem Logierhause gewahrte.

Wäre sie allein gewesen, so hätte sie gewiß rechtzeitig kehrt gemacht, um seine Entfernung abzuwarten, ehe sie ins Haus ging. Jetzt aber war daran natürlich nicht zu denken, denn Margarete war dem Alten bereits entgegengeeilt, um ihm mit warmen Worten für den Freundschaftsdienst zu danken, den er ihr und der Schwester erwiesen.

„Hat gar nichts auf sich,“ wehrte er ab. „Daß Sie der Frau Henriette gleich auf den ersten Blick gefallen haben, ist doch am Ende nur Ihr eignes Verdienst. Ohne das hätte Sie trotz meiner Empfehlung niemals zu sich genommen, dessen dürfen Sie sich versichert halten. Nun aber ist mir um das weitere nicht mehr bange. Haben Sie übrigens auch den Sohn schon kennen gelernt, den jungen Herbert von Gilfa?“

Margarete bejahte, und es klang viel mehr nach wirklicher Teilnahme als nach müßiger Neugier, da sie fragte, welcher Art das von seiner Mutter erwähnte Leiden des jungen Mannes sei.

„Sie hat es Ihnen also nicht gesagt? — Nun ja, es muß ihr sehr schmerzlich sein, davon zu reden. Aber ein Geheimnis, das sie hüten möchte, ist es gerade nicht. Herbert ist Maler, oder er ist es vielmehr gewesen, denn er wird seine rechte Hand nie wieder gebrauchen können. Da haben Sie die ganze Erklärung!“

„Ich sah, daß er den Arm in einer Schlinge trug. Wodurch aber ist dies entsetzliche Unglück über ihn gekommen?“

„Wodurch?“ Herrn August Henning stieg plötzlich die Bohnröte ins Gesicht. „Durch seinen jugendlichen Leichtsinns und durch die verschwommenen Begriffe von Ehre und Ritterlichkeit, die man unsern jungen Leuten noch immer beibringt, wie wenn wir nicht im aufgekärten neunzehnten Jahrhundert, sondern in den Zeiten des Faustrechts und der Gottesurteile lebten. Er hat sich duelliert und hat einen Säbelhieb über den Arm bekommen, der aus dem großartig veranlagten, hoffnungsvollen Künstler einen armen, nichtsnutzigen Krüppel machte. Und mit wem hat er sich duelliert? Mit seinem leiblichen Vetter und vertrauten Jugendgespielen, über den noch heute niemand ein schiefes Wort sagen darf, wenn der, den er zu Schanden geschlagen hat, nicht auffahren soll wie ein gereizter Löwe. Warum sie eigentlich aufeinander losgegangen sind, weiß kein Mensch. Und wundern würde es mich bei unsern verrückten Zeitläuften gar nicht, wenn sie's selbst nicht wüßten. Wahrscheinlich war es ein Nichts, irgend eine Bagatelle, über die vernünftige Leute mit einem Achselzucken hinweggehen oder mit einer rechtgeschaffenen Grobheit. Aber der Ehre mußte natürlich genug geschehen, gleichviel, ob an den Folgen zwei der besten Menschen langsam und elend zu Grunde gehen. Man möchte wahrhaftig rein aus der Haut fahren, wenn man nur daran denkt!“

Sie waren die menschenleere Straße hinabgegangen, während er sprach, und mit gleicher Aufmerksamkeit, doch anscheinend sehr verschiedenen Empfindungen hatten die Schwestern ihm zugehört. Wenn Jenny für die furchtbare Tragik im Geschick des jungen Künstlers überhaupt richtiges Verständnis hatte, so trat bei ihr doch das Gefühl des Mitleids weit zurück vor dem der Bewunderung für die von dem t äppischen Herrn Henning so derb geschmähte Ritterlichkeit des schönen, schwermütigen Malers. Er war ihr mit einemmal um vieles interessanter geworden, und sie hätte gar zu gern noch mehr und recht Ausführliches über seinen Zweikampf gehört. Margarete dagegen sah blaß und betrübt aus, als hätte sie eine sehr traurige Nachricht erhalten, und das innigste Mitleid klang aus ihrer weichen Stimme, da sie sagte:

„Und es ist gar keine Aussicht auf seine Wiederherstellung vorhanden?“

„Gar keine. Da die Gilsas sehr reich sind, können Sie sich wohl denken, daß man das Geld für die Ärzte nicht gespart hat. Aber das Urteil aller berühmten Chirurgen lautet einstimmig: Es ist nichts zu machen. Einen Hammer würde er zur Rot mit der rechten Hand wieder führen lernen; zu feineren Arbeiten, zum Zeichnen oder Malen ist sie nie mehr zu gebrauchen.“

„Wie namenlos traurig das ist! — Und wie schwer muß der Arme darunter leiden!“

Meine alte Muhme.

Gedicht von Johanna Balg; illustriert von Ch. Volz.

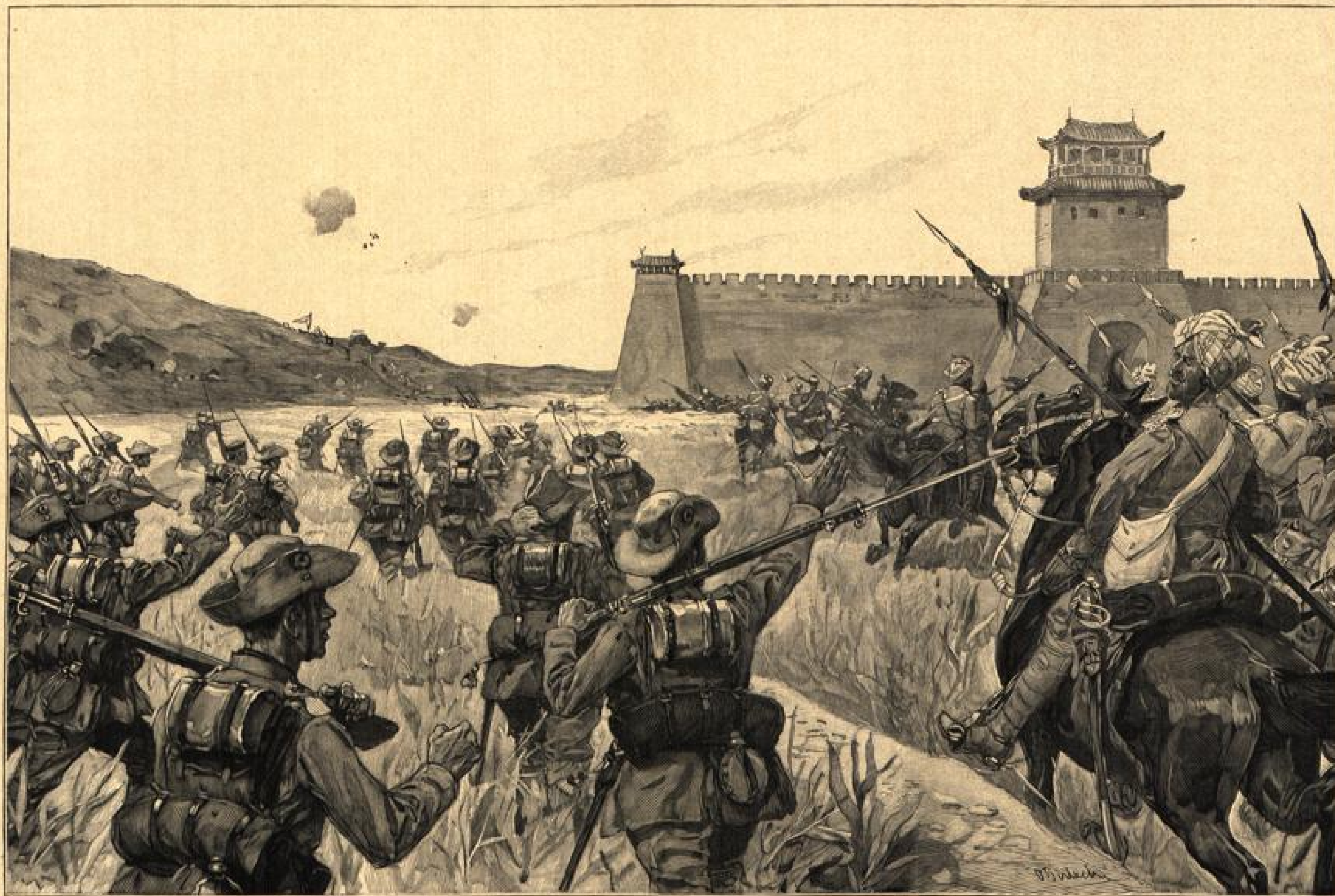
Meine Muhme! ja, ihr glaubt es nicht,
Was die alte Frau für mich gewesen!
Doch, wer klug schaut, mag es wohl schon lesen,
Sieht er ihr ins faltige Gesicht.
Sie war's, die zum Kindheitsparadies
Mit dem weisen, vielberedten Worte
Uns die dämmerholden Pfade wies,
Weit uns aufthat seine Zauberpforte.

Kam von meiner Herde müd' ich heim,
Sassen wir vor ihr in trauter Runde,
Hingen atemlos an ihrem Munde,
Der uns raunte Spruch und Liederreim.
Jetzt, jetzt weiss ich, was mir da nicht klar,
Dass ein jedes Wort uns Weisheit lehrte,
Dass ein jedes eine Waffe war,
Die zum Kampf des Lebens uns bewehrte.

Ihren Spitzen gleich, so wunderfein,
Wob sie uns der Märchen bunte Wonnen;
O wie kann, von solchem Reiz umspinnen,
Doch ein Kinderherz glücklich sein! —
Bei dem Kirchlein, dort am Bergeshang,
Mussten wir ins stille Grab sie senken.
Meine alte Muhme! Lebenslang
Werd' ich des, was sie mir war, gedenken!



Schneider, chm.



Vom Kriegsschauplatz in China: Die Einnahme von Kianghsang durch deutsche Infanterie und bengalische Kavallerie. Nach einer Skizze gezeichnet von O. Gerlach.

„Wie schwer er darunter leidet, das weiß außer ihm selbst vielleicht nur noch ein Mensch auf Erden — seine Mutter! Wir andern, die wir keine schaffenden Künstler sind, können uns am Ende kaum eine rechte Vorstellung davon machen. Es mag ihm wohl ungefähr so zu Mute sein, wie es uns unheimlich wäre, wenn er Gehör und Gesicht auf einmal verlore. Er war ja so mit Leib und Seele bei seiner Kunst! Und er hatte so große, so gewaltige Pläne! Der Teufel hole diesen Herrn Grafen von Dornegg, der in seiner Garnison nach wie vor die schöne Uniform spazieren führt und wahrscheinlich den Mädchen die Köpfe verdreht. Der Teufel hole ihn, sage ich, und zwar je eher, desto besser!“

„Herr von Gilsa wird nach dem Süden gehen, wie ich höre. Hoffentlich findet er in dieser Reise wirklich die Zerstreuung und Erholung, deren er bedarf.“

Aber August Henning schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich glaube nicht daran. Das ist keine Krankheit, die man mit einer Luftveränderung kuriert. Wie soll er sein Auge an schönen Bildern der Natur erfreuen, ohne es doppelt schmerzhaft zu empfinden, daß er sie nicht mehr auf der Leinwand festhalten kann. Er selbst glaubt ja auch nicht daran, und nur um seiner Mutter den Trost dieser letzten Hoffnung nicht zu rauben, hat er in die Reise gewilligt. Es ist brav von ihm und vernünftig; denn wenn sie diesen Jammer noch weiter Tag für Tag vor Augen haben müßte, ginge sie wahrscheinlich früher daran zu Grunde, wie er selbst!“

Jenny hielt diese Darstellung im stillen für stark übertrieben, und sie konnte sich nicht enthalten, zu bemerken:

„Als Herr von Gilsa mich eben durch die Gemäldegalerie führte, ist er mir gar nicht so zerknirsch und verzweifelt vorgekommen — höchstens ein bißchen ernsthafter, als es Männer in seinem Alter gewöhnlich sind. Ich glaube, er trägt sein Schicksal viel tapferer und männlicher, als Sie es da schildern.“

„Haben Sie so scharfe Augen, mein kleines Fräulein, daß Sie den Menschen gleich in der ersten Viertelstunde ins Herz sehen können? Ich wollte bei Gott, daß Sie recht hätten. Aber ich fürchte, in diesem Falle sehe ich doch noch schärfer als Sie. Durch Weinen und Wehklagen verrät der arme Junge seinen Kummer freilich nicht. Dergleichen ist niemals die Art der Gilsa gewesen, die allesamt aus etwas edlerem Holze geschnitten sind als die Dukendmenschen da um uns herum. Aber das, was er schweigend thut und schweigend unterläßt, möchte einem darum manchmal erst recht das Herz abdrücken. Am liebsten würde er wohl alles von der Erde wegwischen, was ihn unarmherzig an die schöne Vergangenheit erinnert. Seitdem man ihn mit dem zerschmetterten Arm nach Hause gebracht, hat er sein Atelier nicht wieder betreten, und außer dem alten Diener, der es in Ordnung hält, darf auch kein anderer den Fuß über die Schwelle setzen. Es ist dunkel und verhängt, wie ein Sterbezimmer, und wie ein Sterbezimmer mag es ihm ja auch vorkommen.“

Diesmal hatte Jenny mit gutem Gewissen den alten Herrn Lügen strafen können, denn sie selbst war ja soeben in diesem Atelier gewesen, und kein anderer als Herbert von Gilsa selbst hatte sie hineingeführt. Aber eine Empfindung, der sie keinen rechten Namen zu geben wußte, hielt sie ab, davon zu sprechen. Es war ihr, als sei dies ein Geheimnis zwischen dem jungen Maler und ihr, und als würde sie sich seines Vertrauens unwürdig machen, indem sie es preisgab. Es mochte eine thörichte Vorstellung sein, aber es war eine Vorstellung, die sie stolz machte und sie beglückte. Und so kam es, daß sie ihrer Schwester zum erstenmal mit vollem Bewußtsein etwas verschwiegen, ohne sich durch diese kleine Unaufrichtigkeit in ihrem Gewissen bedrückt und beunruhigt zu fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

„Das Rätsel von Naugli.“

Eine philosophisch-medizinische Betrachtung.

Von

Dr. med. P. Schütte.

Die Simulation nimmt auf dem Gebiet der Heilkunde und speziell der gerichtlichen Medizin eine nicht zu unterschätzende Stellung ein. Und zwar zumeist aus dem Grunde, weil es oft nicht leicht ist, genau festzustellen, wieviel Wahrheit und wieviel Verstellung bei einer vermutlichen Simulation im Spiele ist. Vielfach gelingt es Simulanten, selbst die gewiegtesten ärztlichen Fachleute zu täuschen, oder es kann einem solchen angeblich Kranken die Simulation in sachgemäßer Weise nicht vollkommen nachgewiesen werden; oft wird auch auf der andern Seite wirklich Kranken, armen unglücklichen Geschöpfen, der Vorwurf der Simulation gemacht und ihnen damit das bitterste Unrecht zugefügt.

Wie schrecklich sich solch menschliche Irrungen rächen können und wie eingreifend in den Frieden und

das Lebensglück einer ganzen Familie dieselben unter Umständen sein können, hat der tragische Fall des unglücklichen Bremfers Dittrich in Naugli zur Genüge bewiesen.

Der Sachverhalt, welcher im Oktober 1900 unter der Epithete „Zwanzig Jahre Scheintod simuliert“ durch alle Zeitungen ging, war, kurz zusammengefaßt, folgender: Der seit dem Jahre 1876 in Naugli wohnhafte Bremser Dittrich erlitt vor circa zwanzig Jahren gelegentlich eines Unfalles eine Verletzung am Kopfe. Seit dieser Zeit lag der Verletzte ohne Bewußtsein, in einem totenähnlichen Zustande, sah nicht, hörte nicht, sprach nicht, und vermochte selbständig keine Nahrung zu sich zu nehmen. Viele ärztliche Autoritäten sollen den Kranken gesehen und beobachtet und, wie die Zeitungen schreiben, sich vergeblich bemüht haben, den rätselhaften Zustand des „schlafenden Bremfers“ zu ergründen.

Der erste Anstoß des Verdachts einer Simulation wurde schon vor zehn Jahren dadurch gegeben, daß die Nachbarn des Dittrich, welche an den scheintodähnlichen Zustand desselben nicht mehr recht glauben wollten, ihre Mutmaßungen und Beobachtungen der zuständigen Eisenbahndirektion mitteilten. Trotzdem von seiten einer Kommission von drei Ärzten, denen der Kranke zur nochmaligen eingehenden Untersuchung und Beobachtung überwiesen worden war, eine Simulation als für ausgeschlossen erklärt und der scheintodartige Zustand vielmehr als die Folge einer bei dem oben genannten Unfall erlittenen Verletzung des Gehirns hingestellt wurde, so blieb doch der Verdacht einer Simulation bei den guten Freunden und getreuen Nachbarn des Dittrich immerfort rege. Besonders ließ es einer derselben sich angelegen sein, die Wohnung und die Fenster des Dittrich aufs schärfste zu überwachen. Er wollte Dittrich am Fenster gesehen haben, er wollte ferner beobachtet haben, daß Dittrich sich früh morgens mit Haus- und Küchenarbeit beschäftigt habe. Ähnliches betundeten auch andre Augenzeugen.

Selbstverständlich konnten diese fortwährenden Verdächtigungen und Angebereien auch auf die Kriminalorgane nicht ohne Eindruck bleiben. Man begann, sich auch von dieser Seite für den rätselhaften Fall „Dittrich“ näher zu interessieren. Um so mehr, als man glaubte, einen Betrüger vor sich zu haben, der bei ihm mit Rücksicht auf seinen Zustand von der Eisenbahnbehörde gewährten pekuniären Vergünstigungen und Unterstützungen gehörig auszunutzen verstand.

Und so geschah es, daß Dittrich vor kurzem, also zwanzig Jahre nach dem Ausreten seiner Erkrankung, als angeblicher Schwindler und Simulant entlarvt wurde. Man glaubte wenigstens, ihn entlarvt zu haben.

Eine Anzahl behördlicher und privater Personen unternahm es, den „lebendigen Toten“, wie man ihn mit Vorliebe zu nennen pflegte, von einem Nachbargrundstück aus mehrere Tage hintereinander scharf zu beobachten. Hierbei machte man, wie die „D. N. N.“ nach authentischer Quelle berichten, die Entdeckung, daß der „lebendige Tote“ nicht nur selbständig sein Bett verlassen, sondern auch verschiedene häusliche Arbeiten verrichten konnte. In der Dittrichschen Wohnung brannte früh halb sechs Uhr Licht, aber die drei Fenster waren noch mit weißen Vorhängen bedeckt. Auf einmal wurde der Vorhang von dem einen Fenster von der Ehefrau Dittrich entfernt, so daß man jetzt mittels eines Opernglases bequem in das Zimmer sehen konnte. Mittlerweile war es draußen hell geworden, und man sah, wie Frau Dittrich am Fenster an einer Nähmaschine sitzend mit Hemdennähen beschäftigt war. Bei dieser Gelegenheit mußte wohl eine Funktionsstörung der Maschine eingetreten sein, so daß Frau Dittrich ihren Platz verließ, und die neunzehnjährige Tochter sich weiterhin an der Nähmaschine zu schaffen machte. Doch auch diese erhob sich wieder, und an ihrer Stelle erschien der „lebendige Tote“ am Fenster an der Nähmaschine, halb von der Gardine verdeckt, ein großer, hagerer Mann mit grauem Vollbart und grauem Haupthaar, eine Brille auf der Nase. Der Oberkörper war nur mit einem weißen Hemd bekleidet.

Jetzt wandten sich die drei der mitbeobachtenden behördlichen Personen der Dittrichschen Wohnung zu, während die übrigen auf ihrem bisherigen Beobachtungsposten verblieben. Mit einemmal war Dittrich von der Nähmaschine verschwunden. Es war dies unzweifelhaft in dem Moment, als die drei Herren der Behörde in die Dittrichsche Wohnung eintreten wollten.

Bei ihrem Eintritt lag Dittrich totengleich, wie gewöhnlich, in seinem Bett und rührte sich nicht. Der eine der Beamten soll an das Bett herangetreten sein und in befehlendem Ton gesprochen haben: „Dittrich, stehen Sie auf, jetzt hat die Sache ihr Ende, man hat Sie vor wenigen Minuten noch an der am Fenster stehenden Nähmaschine gesehen!“

Aber der „lebendige Tote“ rührte sich nicht, und die gleichfalls am Bett stehende Frau Dittrich wurde leichenblau und hatte nichts darauf zu erwidern. Sodann verließen die Beamten wieder die Dittrichsche Wohnung.

Der Artikel schließt dann mit den kurz und bündigen Worten: „Der bis jetzt einzig dastehende Fall des lebendigen Toten von Naugli dürfte nunmehr aufgeklärt sein.“

Beim Lesen dieser als unantastbar hingestellten Schlussfolgerung mag mancher vorurteilsfreie und einigermaßen denkende Mensch doch wohl berechtigte Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung gehegt haben. Besonders wird man in Kreisen dieser Lösung des Problems sehr skeptisch gegenübergestanden haben. Denn darüber wird sich jeder Arzt, auch wenn er den vorliegenden Fall nicht gesehen und beobachtet hat, von vornherein klar gewesen sein, daß sowohl vom wissenschaftlichen als auch vom psychologischen Standpunkt aus eine derartige andauernde Simulation überhaupt unmöglich ist.

Wenn der Mensch im allgemeinen auch ein großer Komödiant ist, — nahezu zwanzig Jahre lang einen schlafartigen, dem Scheintod ähnlichen Zustand zu simulieren, ohne auch nur einmal aus der Rolle zu fallen, das Kunststück hat doch wohl noch keiner fertig gebracht und wird auch niemals einer fertig bringen. Wie soll vor allen Dingen ein Laie, ein ungebildeter Mann, dem es doch vollständig unbekannt sein muß, auf welche krankhaften Ursachen ein derartiger Zustand zurückzuführen ist, auf die Idee kommen, gerade die hier zutreffenden Symptome zu simulieren? Woher hat der Bremser Dittrich, der einfache Arbeitsmann, die Weisheit geschöpft, daß die von ihm davongetragene Kopfverletzung derartige Folgeerscheinungen nach sich ziehen könnte?

Wenn Dittrich ein derartig schlauer Simulant, als der er hingestellt worden ist, wirklich gewesen wäre, dann würde er sich sicher eine andre Krankheit oder ein bequemeres Krankheitsstadium zu seinem angeblichen Komödienstück ausgesucht haben. Denn circa zwanzig Jahre lang Scheintod simulieren, heißt „sich lebendig begraben“ und auf alle Ansprüche an das Leben und die Existenzberechtigung freiwillig verzichten. Und solche Selbstkasteiungen wird sich ein Mensch um gewisser pekuniärer Vorteile willen nicht auferlegen.

Des besseren Verständnisses halber wollen wir zuvor etwas näher auf die Frage eingehen: „Was ist überhaupt Scheintod?“

Unter Scheintod versteht man einen lähmungsartigen Zustand, bei dem alle Funktionen des Organismus auf ein Minimum herabgesunken sind. Insbesondere ist dies von den sonst leicht erkennbaren äußeren Lebenserscheinungen der Fall. Die Atmungsaktivität scheint erloschen, der Herzschlag ist gar nicht oder nur schwach vernehmbar, die Reaktion auf äußere Reizeinwirkungen nicht mehr vorhanden. Das Bewußtsein ist geschwunden, ebenso mehr oder weniger die Funktion der Sinneswerkzeuge und das Empfindungsvermögen. Man findet diesen Zustand vorübergehend oder länger andauernd nach Gehirnverletzungen oder -erschütterungen, ferner bei Ertrunkenen, nach langdauernden Krankheiten, Vergiftungen durch Kohlenoxyd, Erstickungen und so weiter. Wird in einem solchen Zustand ein Mensch sich selbst überlassen, so wird nach geraumer Zeit auch der vorhandene Lebensfunke noch erlöschen, wogegen andererseits bei geeignetem Verfahren das Leben wieder angesacht und erhalten werden kann.

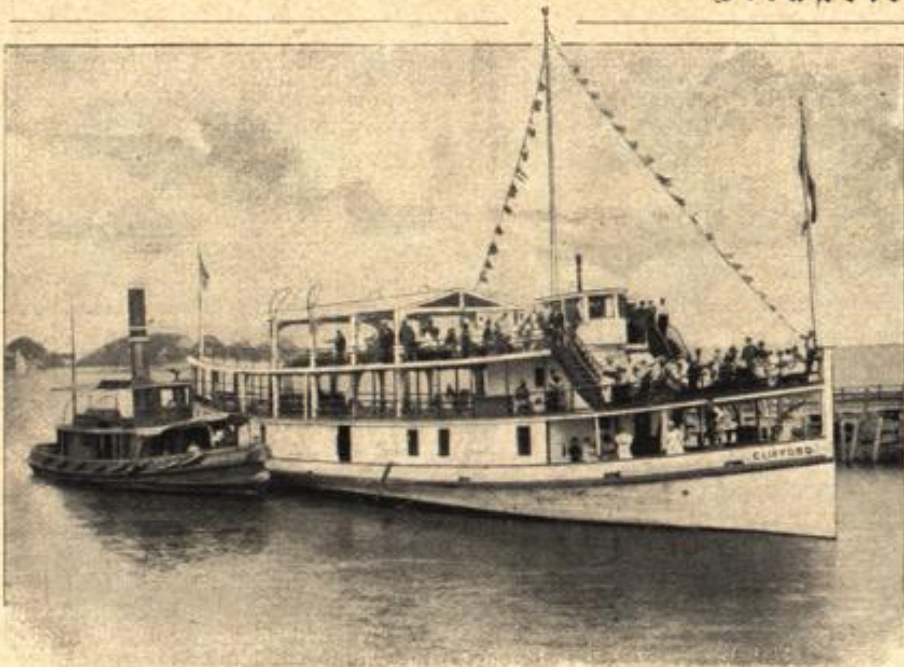
Ähnliche Erscheinungen zeigt uns der Fall Dittrich, wenn auch die Definition des Scheintodes für gewisse Symptome nicht ganz zutrifft. Nach den Darstellungen der behandelnden Ärzte, bei denen es im übrigen längst als feststehend galt, daß Dittrich kein Simulant war, ist das Krankheitsbild ungefähr folgendes gewesen: Dittrich lag seit März 1883 bis zu seinem Tode anhaltend im schlafenden Zustande. Bei der gänzlichen Lähmung desselben war jede willkürliche Bewegung ausgeschlossen, nur unwillkürliche krampfartige Zuckungen gewisser Muskelpartien, besonders Augenzwinkern und Zusammenziehungen des rechten Ellbogengelenkes waren zu bemerken. Beim Schlafen gab der Kranke eigentümliche gurrende Töne von sich; die Nahrung mußte ihm künstlich eingefloßt werden, da er nicht im Stande war, solche selbständig zu sich zu nehmen. Die Verdauung, sowie die Funktionen des Darmtraktes waren stark beeinträchtigt, so daß der Kranke auch in seiner Ernährung sehr zurückgekommen war.

Gegen Nadelstiche und elektrische Ströme war er vollkommen unempfindlich. Wiederholt hatte sich der Kranke auch aufgelegt.

All diese Erscheinungen zusammengefaßt, haben wir ein Krankheitsbild, welches unter dem Namen „traumatische Neurose“ nach Eisenbahnunfällen, wenn auch nicht immer in dem oben erwähnten Grade, nicht allzu selten vorkommt. Die Ursachen hierfür sind in der Regel in Kopf- respektive Gehirnverletzungen zu suchen.

Auch Dittrich hatte vor circa zwanzig Jahren eine Verletzung am Schädel erlitten.

Es müssen dadurch pathologische Veränderungen, Zerkümmerung von Hirnsubstanz, partielle molekulare Erschütterungen oder sonstige Prozesse im Gehirn stattgefunden haben, und zwar an Stellen der Großhirnrinde, wo die wichtigen Nervenzentren für diejenigen



Hospitalship „Clifford“.

Körperfunktionen sich befinden, durch deren Vahmung der trostlose Zustand Dittrichs herbeigeführt wurde. Wir haben es hier also nicht mit einem wirklichen Scheintod zu thun, denn es war in diesem Falle nur die Thätigkeit gewisser, für die Lebensfähigkeit eines Individuums nicht unbedingt notwendiger Organe gestört respektive gelähmt, während das Fortbestehen der Funktionen der lebenswichtigeren Teile ein Weiterleben, oder besser gesagt, ein Weitervegetieren noch gestattete.

Und solch einem bejammernswerten Lose sollte ein Mensch sich jahrelang freiwillig unterziehen? Womit haben diejenigen, welche Dittrich den Vorwurf der Simulation gemacht haben, ihre aus Argwohn und Neid entsprungenen Vermutungen begründen wollen? Daß Dittrich hin und wieder in der Nähe des Fensters gesehen worden ist, ist noch kein Beweis dafür, daß man es mit einem Simulanten zu thun hatte.

Und das war ja wohl der einzige greifbare Anhaltspunkt.

An jenem Morgen, an welchem Dittrich vermeintlich entlarvt wurde, ist derselbe nach den Mitteilungen des behandelnden Arztes von seiner Frau und Tochter, wie dies schon seit Jahren regelmäßig geschehen, zum Zweck des Bettmachens von seinem Lager auf den am Fenster befindlichen Stuhl getragen worden. Dort ist der Kranke, ein willenloses Werkzeug, mit seinem Oberkörper nach vorn, dem Fenster zu, gefallen, während die Tochter ihn von hinten zu halten versuchte. Bei dieser Gelegenheit hatte sie ihm scherzweise die Brille ihrer Mutter aufgesetzt. Die Hände des Unglücklichen lagen lang ausgestreckt auf der Nähmaschine, so daß es bei den vom Nachbargrundstück aus Beobachtenden allerdings den Anschein erwecken konnte, als mache sich Dittrich wirklich an der Nähmaschine zu schaffen.

Als dann die drei behördlichen Personen Einlaß in die Wohnung begehrten, war der Kranke eben gerade wieder ins Bett getragen worden. Ebenso ist es wohl leicht begreiflich, daß Frau Dittrich bei der barschen und völlig unberechtigten plötzlichen Aufforderung des Beamten, der Kranke solle sofort aufstehen, in nicht geringen Schreck geriet.

Zugegeben muß allerdings werden, daß Frau Dittrich durch die Krankheit ihres Mannes die öffentliche Wohlthätigkeit gehörig auszunutzen verstand. Das ist jedoch ein Vorwurf, der den Mann nicht mit treffen kann. Dittrich bezog von der königlichen Eisenbahnverwaltung seit der Zeit des erlittenen Unfalls immer noch sein volles Gehalt und eine jährliche Unterstützung von 120 Mark. Diese Vergünstigung war ihm von seiner Behörde mit Rücksicht auf seinen unglücklichen Zustand zugestanden worden. Wäre nun Dittrich ein Simulant gewesen, so würde er sich einer strafbaren Handlung, nämlich des Betrugs, insofern schuldig gemacht haben, als er durch Vorpiegelung falscher Thatfachen die Behörde um beträchtliche Summen, die ihm unter andern Verhältnissen nicht zugeteilt wären, geschädigt hätte. Unter diesen Umständen hätte allerdings ein strafrechtliches Verfahren gegen Dittrich und seine Frau eingeleitet werden können.

Man sagt immer: „Das Unglück kommt selten allein!“ So scheint auch das Zusammentreffen all dieser traurigen Verhältnisse, das Hereinstürmen des Unangenehmen von allen Seiten auf die Frau Dittrich einen derartig tiefen Eindruck gemacht zu haben, daß sie in einem Augenblick der höchsten Verzweiflung es vorzog, einem solch traurigen Dasein ein Ende zu machen, und erst ihren Mann und dann sich selbst entleibte.

Furcht vor der Strafe hat die bedauernswerte Frau

sicher nicht zu diesem Schritt getrieben, denn die von Seiten der Gerichtsbehörde veranlaßte Sektion des Dittrich hat ergeben, daß im Gehirn desselben thatsächlich von dem früheren Eisenbahnunfall her-rührende pathologische Veränderungen vorlagen, welche sehr wohl geeignet waren, derartige Krankheitserscheinungen hervor-zurufen.

Demnach können nur gekränktes Ehrgefühl und der Verlust der häuslichen Ruhe die Motive dieses Mordes und Selbstmordes gewesen sein.

Reider werden die-jenigen, welche die Familie Dittrich mit

fortwährenden Anschuldigungen verfolgt haben, erst zu spät ihr Unrecht eingesehen haben. Mögen sie nunmehr mit ihrem Gewissen sich darüber klar werden, für den wievielten Teil der Schuld an dem tragischen Ende des unglücklichen Dittrich sie verantwortlich zu machen sind. Menschliche Irrungen sind ja entschuldbar, nur dürfen sie nicht aus unedlen Beweggründen entspringen.

Ein trauriges Zeichen unsrer Zeit ist es jedenfalls, daß man schwere Unfallverletzte, anstatt ihnen humane Rücksichten entgegenzubringen, mit Argwohn und Neid verfolgt. Besonders zu bedauern ist es, daß die Beobachtungen der Zeugen über die angebliche Simulation nicht dem behandelnden Arzte, sondern sofort der Staats-anwaltschaft übergeben wurden.

Wünschenswert wäre es gewesen, der Fall Dittrich hätte auf eine andre Weise seine Aufklärung gefunden.

Das schwimmende Hospital.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Im Monat Juli vorigen Jahres hatte ich Gelegenheit, das schwimmende Hospital in der Bai von Boston zu besuchen. Ehe ich zu einer detaillierten Beschreibung über-gehe, will ich einige geschichtliche Thatfachen einschalten, die für den Leser von Interesse sein dürften.

Im Jahre 1874 wurde das erste Hospitalsschiff von der St. Johannis-Gilde für New York eingerichtet. Drei-mal wöchentlich wurden auf einem dazu gemieteten Dampfer Ausflüge auf den Hafen hinaus gemacht, mit kranken Kindern und ihren Müttern an Bord. Gegen die beinahe epidemisch auftretenden Sommerkrankheiten unter den Kindern der ärmsten Volksklasse wurde die reine, frische Seeluft als das beste Mittel dagegen von den Ärzten angesehen. Der Erfolg des ersten Sommers ermutigte die Gilde, ihr Unternehmen im nächsten Jahr weiter aus-zudehnen, und jedes Jahr hat weiteres Wachstum zu ver-zeichnen gehabt.

Boston hatte bereits seit Jahren wohlthätige Anstalten an der See für kranke Kinder gehabt, welche jedoch eines Tages auf Verordnung der dortigen Behörden geschlossen werden mußten. Die armen, kleinen Geschöpfe waren nun

wieder auf die erstickend heißen, überfüllten Zimmer in den Mietshäusern angewiesen, und die Zahl der Todes-fälle vermehrte sich im Verhältnis. Da hörte der Prediger Rufus W. Lobb, dem das Wohl der ärmeren Klassen am Herzen lag, von dem schwimmenden Hospital in New York. Er studierte sorgfältig die Methoden, nach denen es ge-leitet wurde, und die Resultate, die es erzielt. Dann ver-öffentlichte er Artikel in den Zeitungen, worin er die Notwendigkeit und den Zweck einer solchen Anstalt für Boston hervorhob und an die Wohlthätigkeit seiner Mit-bürger appellierte. Im Jahre 1894 war bereits genug beigetragen worden, um während des Sommers fünf Ausflüge machen zu können, und im nächsten Jahre schon dreißig. Von den 2500 Kindern, für die man auf diese Weise gesorgt hatte, starben nur zwei, obgleich die Aerzte mehr als hundert von ihnen als rettungslos aufgegeben hatten. Im Jahre 1896 wurde die Sorge für das Hospital ein Zweig der „Lend a hand society“, und unter den Auspizien dieser weit verbreiteten und rührigen phil-anthropischen Gesellschaft ist sein Fortbestehen und Gedeihen somit gesichert. Es ist ein rührender Anblick, den greisen Schriftsteller Edward Everett Hale (Präsident der „Lend a hand society“) unter den Kindern zu sehen, an denen er das regste Interesse nimmt.

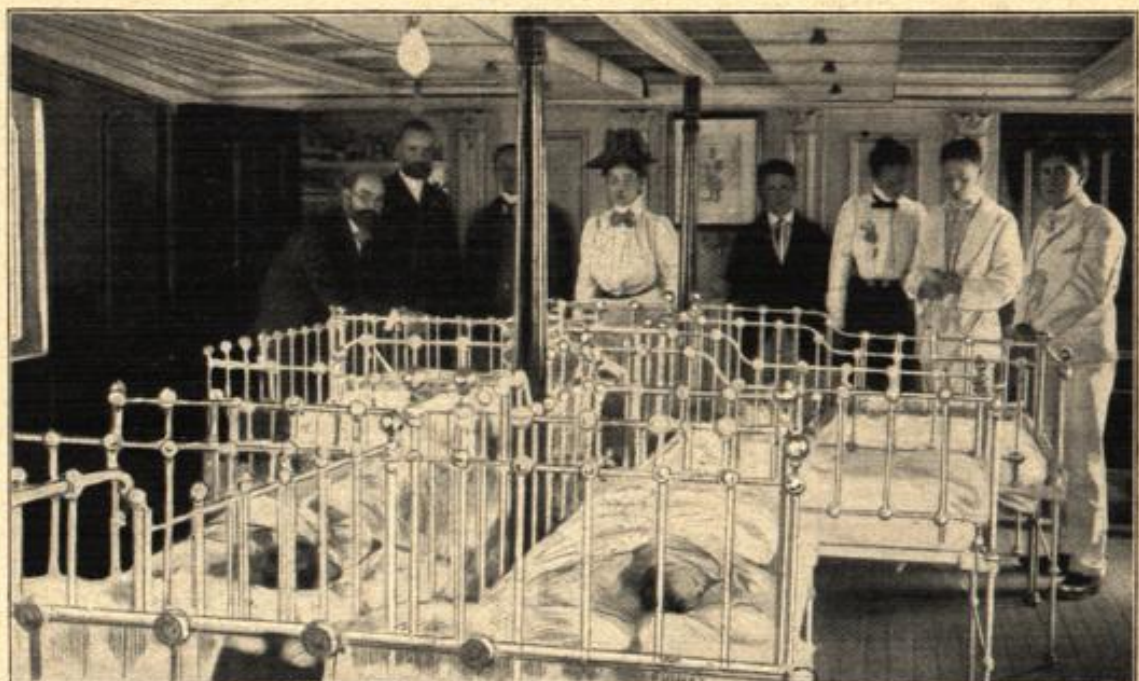
Das Schiff, welches als schwimmendes Hospital dient, hat keine Maschine, sondern wird von einem kleinen Dampfer ins Schlepptau genommen. Es wird dadurch den Patienten das Geräusch und die Erschütterung der arbeitenden Maschine, sowie der unangenehme Dampfergeruch erspart, und mehr Raum ist gewonnen. Das Schiff mit seiner ganzen Einrichtung und seinen notwendigen Ver-besserungen kostete 5000 Dollars (20 000 Mark), der Be-trag wurde durch freiwillige Gaben bezahlt.

Das obere Deck, durch Vorhänge gegen die Sonnen-strahlen geschützt und mit Hängematten und Stühlen ver-sehen, dient den kleinen Konvaleszenten und ihren Müttern tagsüber als Aufenthaltsort. Mitglieder der „Lend a hand society“ wechseln sich darin ab, die Kinder durch kleine Beschäftigungen und ruhige Spiele zu zer-streuen, so daß die Kranken im unteren Deck nicht durch lautes Geräusch gestört werden. Im Mitteldeck befinden sich drei Krankensäle, für die Schwerkranken und die leichteren Fälle. Jedes Kind hat sein Bettchen für sich. Die Bettgestelle, Bettwäsche, Vorhänge, die Wände der Säle, die Kleidung der Wärter und Wärterinnen, alles schimmert in mahllosem Weiß. Fortwährend wird durch eine Maschine frische Salzlust hereingeweht, und an jedem Bettchen der Schwerkranken steht eine freundliche Wärterin, die den kleinen Patienten keinen Moment aus den Augen läßt.

Es war ein jammervoller Anblick, diese armen, kleinen Wesen zu sehen, die nur noch aus Haut und Knochen be-standen. Die Jüge hatten alle etwas Greisenhaftes an sich, wächserne Blässe bedeckte die eingefallenen Wangen, und die Augen starrten ausdruckslos ins Weite. Dazu ein fortwährendes Stöhnen, welches sich schwach wie ein Hauch aus der kleinen Brust rang — das Herz krampfte sich dabei zusammen, und die Thränen traten einem in die Augen.

Im untersten Deck befinden sich die Apotheke, das Operationszimmer, ein Speisesaal, Badezimmer und Wandschränke, gefüllt mit allen möglichen Artikeln von Kinderwäsche. Hunderte von diesen Sachen werden täglich verbraucht, denn was die Kranken getragen haben, wird nachher verbrannt. Fleißige Hände sorgen jedoch dafür, daß keine Lücke in den Vorräten entsteht.

In der Apotheke werden die Mütter in den Nach-mittagsstunden unterrichtet, Milch zu sterilisieren und andre leicht verdauliche Nahrung nach Vorschrift des Arztes zuzubereiten, denn die meisten dieser armen Frauen sind schrecklich unwissend in Bezug auf Kinderpflege. Das „Lunch“ für die Tagespatienten, woran auch die Mütter teilnehmen, besteht aus kräftiger Suppe, Brot und Butter, Kaffee, Thee oder Milch. Die andern Kinder, welche auf längere Zeit dableiben, erhalten drei Mahlzeiten täglich, und die Schwerkranken je nach Bedarf und ärztlicher



Schwerkranke.



Rekonvaleszenten.

Vorschrift. In den Badezimmern nehmen die Kinder Seebäder, die Temperatur für jedes Kind ist nach ärztlicher Verordnung reguliert. Für die neuankommenden kleinen Patienten ist ein Bad meistens das erste Erfordernis, denn viele der armen Mütter denken, daß Reinlichkeit wohl eine Zier, aber keine Notwendigkeit ist. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die abgemagerten Gliederchen sich so mäßig in dem ungewohnten, weichen Element ausstrecken und dehnen.

Im ganzen können etwa 200 Kinder für den Tag aufgenommen werden und 52 permanente Patienten. Die Schwerkranken können so lange an Bord bleiben, wie die Ärzte es verordnen, die Mütter dieser Kinder dürfen den Tag über dableiben, müssen abends aber ans Land gehen. Sie sind jedoch überzeugt, daß ihr Kind in sicheren Händen bleibt. Die Arbeit im Hospital beginnt Anfang Juli und endet Anfang September.

Einlaßkarten zu diesem Hospital werden von den Leitern desselben an verschiedene Hospitäler und Ärzte, die unter den ärmeren Volksklassen wirken, verteilt, und durch diese an die Mütter von kranken Kindern unter sechs Jahren, ohne Ansehen der Rasse, Nationalität oder Religion. Das Schiff legt jeden Morgen in Boston an. Ein Arzt und ein Beamter empfangen Mutter und Kind an der Landungsbrücke. Ersterer untersucht das Kind, ob es auch mit keiner ansteckenden Krankheit behaftet ist, wie Masern, Windpocken und so weiter. Solche Fälle sind ausgeschlossen. Der Beamte vergleicht die Einlaßkarte der Frau mit seiner Liste, und ein zweiter Beamter untersucht dann alle ihre Bündel und Taschen, damit keine Schwaren eingeschmuggelt werden können. Obgleich den Müttern im voraus gesagt wird, daß sie auf dem Schiff mit allem Nötigen versorgt werden würden, können sie es dennoch nicht unterlassen, allerlei unverdauliche Sachen mitzubringen, die sie den Kindern heimlich zustecken. Nach der Untersuchung wird der Mutter gestattet, an Bord zu gehen, und dem Kind wird entweder eine Hängematte auf dem oberen Deck oder ein Bettchen im mittleren angewiesen, je nach Bedarf. Darauf untersucht ein Arzt das Kind und verordnet Arzneien, passende Nahrung und Behandlungsweise. Das Schiff wird nun wieder auf die

Bai hinausgefahren, ankert auch wohl auf einige Stunden und legt abends wieder in Boston an, wo die Mütter mit den Tagespatienten aussteigen und die Mütter der kleinen Schwerkranken sich von ihnen für die Nacht trennen müssen. Die Frauen, welche anderer Pflichten wegen nicht den Tag über bei ihren Kleinen an Bord bleiben können, dürfen sie morgens und abends besuchen. Es spielen sich unter unsern Augen herzbrechende Szenen ab, wo die Mutter immer wieder ans Bettchen zurückkehrte, um noch einen Blick auf das leidende Kind zu werfen, welches sie vielleicht lebend nicht wiedersehen sollte!

Zwei Ärzte wohnen auf dem Schiff und überwachen die Pflege der Kranken. Spezialärzte werden in allen nötigen Fällen zur Diagnose und Behandlung zugezogen, und Studenten der Medizin leisten Dienste als Assistenten. Die Oberkrankenschwester hat 23 ausgebildete und eine Anzahl freiwilliger Krankenpflegerinnen unter sich. Die Schiffsmannschaft besteht aus einigen tüchtigen Männern, die alle

dieser Behandlung überzeugen, wenn er bei der Ankunft ein blaßes, müdes Menschenkind ins Auge faßt, und das selbe abends sieht, wie es das Schiff verläßt, mit geröteten Wangen, leichtem Schritt und munteren Bewegungen. Dies war natürlich einer der leichteren Fälle, bei den schwereren ist ein Tag nicht genügend, um eine so bemerkbare Veränderung hervorzubringen.

Was dieses barmherzige Werk sonst noch erzielt durch die Unterweisung der Mütter in praktischer und moralischer Beziehung, so fehlen mir Raum und Zeit, um weiter darauf einzugehen. Jedenfalls liegt es klar auf der Hand, welche edle, verdienstvolle Aufgabe das schwimmende Hospital im Dienste der leidenden Menschheit erfüllt.

M. Rishoff.

In stiller Nacht.

Von
Martha Renate Fischer.

In einem der beiden weit geöffneten Fenster vor einem improvisierten Schreibtisch saß der Chefarzt und arbeitete. Die Nachtluft strich kühl und belebend in breiter Bahn herein und führte eine sonderbare feine Musik entschummernder Töne mit. Hin und wieder war eine stärkere Stala zu vernehmen, die wie ein gedämpftes Rollen, Flattern, Rascheln klang. Ein einzelner schlaftrunkener Ton schlug märchen-dunkel auf. Und wie eine Grundmelodie, gleich stark und gleich eintönig bleibend, scholl das Geräusch von hurtig fließenden Wassern herüber, die beinahe einen klappernden Ton erzeugten, wie wenn die Wellen aus beinernen Plättchen beständen. Die Atmosphäre war mit Feuchtigkeit angefüllt, der Himmel mit dicken Wolken bedeckt.

Der Arzt, ein mittelgroßer, rascher Herr, an die



Tagespatienten.

Fünzig heran, schob sein Manuskript zusammen und stand auf. Während er zur Thür schritt, drehte er den Kopf zurück und fragte hurtig: „Sie haben ja wohl morgen Ihren Sonntag?“

Eine gelassene Stimme antwortete: „Ja, Herr Doktor,“ und eine große junge Frau in der einfachen Tracht der Kurhausbediensteten erhob sich von ihrem Stuhl in der Nähe des zweiten Fensters und stand in aufrechter Haltung, irgend eines Befehles wartend, da.

Der Arzt sagte kurz: „Sie können morgen nicht ausgehen.“ Dicht vor der Thür wandte er sich dann noch einmal zurück und sagte: „Legen Sie sich doch aufs Sofa.“ Der Ton, in dem er sprach, war sachlich, nicht unfreundlich, aber immer doch Befehlston. Er beanspruchte von seinen Angestellten, daß sie für den Kurhausdienst geeignet und moralisch anständige Menschen wären. Weiter spürte er ihnen nicht nach; außer daß er das Positive aus ihren Verhältnissen zu kennen verlangte. Hier, die Frau Meinhardt war Witwe und hatte zwei Kinder, die oben in einem Gebirgsdorf bei ihren Eltern erzogen wurden und die sie an ihren freien Sonntagen besuchte. Sie lehrte dann immer erst am Montag um Sonnenaufgang ins Kurhaus zurück.

Als er die Thür schon längst hinter sich geschlossen hatte, stand die Frau noch immer unbeweglich auf ihrem Platz, bis ein schwerer Atemzug ihre Brust hob. Zugleich breitete sie ihre beiden Arme aus, ganz flach und breit mit zurückgeneigtem Kopf. Zuletzt trat sie an das offene Fenster und blickte hinaus in die Sommernacht. Das Zimmer lag zwei Treppen hoch, war einfach ausgestattet mit Schränken, Bett und Sofa, das einzige Zimmer in dem ganzen gewaltigen Etablissement, das noch unbefetzt war.

In den andern Zimmern ruhten die Rekonvaleszenten jedweder Art, die hier völlige Genesung suchten. Vor wenigen Tagen war eine davon, ein ganz junges Mädchen,



Speisesaal.



Das letzte Lieb. Nach dem Gemälde von Hermann Raulbach.

Photographie-Vorlag von Franz Hartmann in München.

mit schweren Fiebersymptomen erkrankt. Der zweite Arzt war verreist, der Assistentenarzt noch sehr jung, so hatte sich der Chefarzt für diese eine kritische Nacht hier oben in der Nähe der Kranken installiert. Unten bei den Arztzimmern konnte man nicht so schnell umquartieren und Raum schaffen; denn der Krankheitsfall sollte nicht ruckbar werden. In der Krankenstube wartete eine Pflegerin; der Badefrau Meinhardt war bedeutet worden, daß sie in dem Zimmer zu warten habe, in welchem sich der Arzt aufhielt. Es war doch möglich, daß sie gebraucht wurde mit ihren muskulösen Armen.

Als der Arzt jetzt zurückkam und die Frau am Fenster stehen sah, sagte er sogleich: „Nun, Sie haben sich ja nicht hingelegt.“

Sie lehnte sich um und setzte sich still auf ihren Platz zurück. „Ich habe gedacht, Herr Doktor würde vielleicht der Ruhe bedürftig.“

Jede Bewegung dieser großen, breit gewachsenen Frau war gemessen und von einer so einfachen Würde, daß der Arzt unwillkürlich prüfend hinblickte; auch ihre Stimme mit dem geduldbigen Tonfall klang ihm im Ohre nach. Es lag doch ein wenig Ergebung darin. Und das Gesicht der Frau, gerade geschnitten, schlicht, mit blonden, glatt gekämmten Haaren, machte in all seiner Gesundheit den Eindruck, als ob sie die guten Stunden in ihrem Leben wohl zählen könne. Aber hier im Kurhause ging es ihr ja nicht schlecht! Sie mußte arbeiten, natürlich! Aber sie litt keine Not und wußte, wo sie ihr Haupt zur Nacht hinlegen sollte.

Nach einer Weile, während deren er am offenen Fenster gestanden und in die Nacht hinausgeblickt hatte, wandte er hurtig den Kopf und warf einen Blick auf das unbewachte Antlitz der Frau. Am den Mund lag ein sanfter Zug von verhaltener Sehnsucht, ihre Augen aber waren feucht.

Er blickte wieder hinaus. Unten breitete sich der Kurpark aus mit seinen gewaltigen Bäumen und seinen reizvollen Strauchpartien, rechts schimmerten durch den lichtereren Bestand die Flußwiesen und ein Streifen des Flusses herüber. Der Himmel war jetzt wolkenfrei und prangte in seltener, strahlender Schöne. Mitternacht war schon vorüber, aber die Mitternachtsstille leuchtete noch.

Der Chefarzt drehte sich um und sagte gütig und geduldig, als ob er sich entschuldigen wollte, oder als ob er zu einer Dame seines Standes spreche: „Ich kann Sie wirklich nicht zu Bett schicken. Wir brauchen Sie wahrscheinlich noch. Aber ist denn keine Decke hier, die Sie sich nehmen können... da aus dem Bett vielleicht... sehen Sie doch mal zu...“

Die Frau hatte sich erhoben, sowie er sich umwandte und herantrat. Als sie die gütigen Worte hörte, wo sie sanft nur in banger Sorge wartete, ob sie ihre Sache recht anfasse, errötete sie, lächelte zugleich und antwortete dann: „Ich durchwache aber sehr gern einmal eine Nacht — ganz gewiß!“

Der Arzt lächelte auch — über die Antwort, die ihm reichlich thöricht vorkam, sah aber wieder den schnell verschwindenden schwermütigen Ausdruck, als ob die Frau vieles in sich unterdrückte, und sagte scheinbar obenhin: „Sie haben wohl viel nachts gearbeitet, ehe Sie hierher kamen?“

„Das wohl auch“, antwortete sie. „Aber dabei merkt man dann nicht, wie schön die Nacht ist. Dann arbeitet man eben bloß, daß man fertig wird. Aber wenn man so still sitzt mit seinen eignen Gedanken, dann merkt man doch, wie der Tag schlafen geht wie ein Mensch, der nicht gleich schlafen kann. — Wenn so die letzten Töne ersterben, so wie jetzt, wenn Herr Doktor hört, — man hört nur noch hin und wieder einen Ton, außer dem Fluß, den hört man immer. Aber so um zwei Uhr, dann wird der Himmel wieder dunkel, und alles schläft, dann hört man gar nichts, so eine Stille liegt über der Erde. Aber das dauert gar nicht lange, so zwei Stunden vielleicht, oder auch nur eine Stunde, dann hört man wieder hier oder da einen Ton, einen Hauch, der kräht, oder einen Hund, der anschlügt, oder man hört einen Vogel flattern, und das weckt dann gleich eine Menge andres. Und dann kommt auch der Morgenwind, und nachher geht die Sonne auf. — Ehe ich hierher ins Kurhaus kam, die letzte Nacht, die wollte ich nicht verschlafen, da habe ich bloß ganz still gesessen und meine Kinderchen angesehen, und dann gegenüber nach dem Fenster gesehen und gewartet, bis es Morgen wurde.“

„Wie lange sind Sie jetzt hier?“

„Drei Jahre.“

„Und wie lange ist Ihr Mann tot?“

„Fünf Jahre. Ich habe erst versucht, ob ich meine Kinder so durchbringen könnte, wenn ich zu Hause bliebe. Aber es ging doch nicht.“

Er murmelte: „Sehen Sie sich doch.“ Denn sie stand noch immer, ließ den einen Arm herabhängen und hatte die andre Hand an der weißen Schürze, die sie ein wenig hob. In dieser Stellung hatte er die Frau schon ungezählte Male vor sich gesehen, wenn er ihr irgend einen Befehl erteilte, und er hatte auch

ihre Stimme schon ungezählte Male gehört mit ihrem sanften Metall und dem Tonfall des Gehorsams. Aber es war, als ob ihm, dem großen Seelenkenner, erst heute die Augen geöffnet würden, so daß er etwas erblickte, das er hier nicht vermutet hatte.

Er setzte sich aufs Sofa, bückte sich vor, als betrachte er etwas auf dem Fußboden, und fragte, wie alt die Kinder denn seien.

„Mein kleiner Junge ist acht Jahre, das Mädchen ist fünf. Als mein Mann starb, war das Mädchen eben vierzehn Tage alt. Der kleine Junge war so schwächlich, der hat erst später laufen gelernt als das Mädchen, er war schon fünf Jahre, als er erst gerade anfangen zu laufen. Jetzt läuft er über Stock und Stein. Aber er ist so verständig, der kleine Kerl, wie ein erwachsener Mensch. Ich kann alles mit ihm besprechen und beraten, besser als mit meiner Mutter oder mit meinem alten Vater. Und er ist auch so zärtlich und zuthunlich. Er sieht es mir gleich an, wenn ich etwas auf dem Herzen habe... Aber mein kleines Mädchen“, sagte sie und lächelte, daß ihr ganzes Gesicht sich verklärte, „die ist ein Bajak.“

Der Arzt sah nach seiner Uhr, die auf zwei zeigte. „Sehen Sie sich doch“, wiederholte er; denn die Frau stand noch immer, mit der einen Hand an ihrer Schürze.

Während sie sich gehorsam niederließ, stand er dann auf und trat an das Fenster. Die beiden Lichtausschnitte waren deutlich auf den Baumkronen zu sehen, dann auch das matt erleuchtete Fenster des Krankenzimmers. Dahinter aber dehnte sich die tiefe, die schwarze, die schweigende Nacht. Der Himmel war schwärzlich blau, der Wind schlief, kein Raunen, kein Rascheln, Flüstern war mehr zu vernehmen: in rätselhaftem, totem Dunkel ruhte die Welt. Nur ein leises, klapperndes Plätschern schallte eintönig vom Flusse herüber.

Der Arzt trat ins Zimmer zurück und hub an, auf und nieder zu gehen. Sein Schritt war so leicht, daß nicht das leiseste Geräusch entstand.

Unvermutet blieb er vor der Frau stehen und warf hin: „Wissen Ihre Kinder schon, wann Sie Sonntags heim kommen? — Bleiben Sie sitzen“, sagte er kurz, als sie Miene machte, aufzustehen.

„Ja, Herr Doktor“, sagte sie, „sie kommen mir schon entgegen und sitzen dann als am Wege — mitten im Walde —, eine ganze Stunde kommen sie mir entgegen und warten. Und wenn sie mich dann sehen — die Freude! Der Bajak, das kleine Mädchen, macht gleich ihre Sprünge, und der Junge will gleich wissen, ob etwas vorgefallen ist. Und dann trage ich jedes ein Stückchen, und sie erzählen dann, was es bei ihnen zu Hause gegeben hat, ob Großmutter gescholten hat. Manchmal haben sie auch Schläge bekommen — das erzählen sie mir unterwegs. Und wenn wir dann heimkommen, fängt das kleine Mädchen gleich an Augenbock zu schießen, bis sie kirschrot ist.“ Sie lachte herzlich, legte dabei die Hand über die Augen, als wolle sie ihre Freude und ihre Heiterkeit verdecken, oder als schäme sie sich, daß sie so viel von ihrem Herzen sehen ließ.

Der Arzt lachte auf. „Wie weit haben Sie denn zu gehen?“

„Zwei Stunden bis dahin, wo die Kinder auf mich warten, und dann noch eine Stunde.“

„Drei Stunden!“ sagte er und zog die Brauen empor. „Sehen Sie“, machte er leise, „das ist weit. Und wenn Sie nun einmal nicht kommen?“

Da er so gütig zu ihr sprach, wurde sie zutraulicher, sah ihn mit stillen, geduldbigen Augen an und antwortete sanft: „Sie haben schon ihr Merkmal: wenn die Sonne bis auf den Weg kommt, und ich bin noch nicht da, so gehen sie heim.“ Sie setzte hinzu mit niedergeschlagenen Augen: „Aber es ist erst einmal vorgekommen.“

„Und da gehen Sie alle Sonntage hin?“ fragte er mit eigentümlicher Betonung.

„Ja, Herr Doktor kennt gewiß nicht das Lied, in meinem Ort singen es immer abends die jungen Mädchen, wenn sie spazieren gehen. Es heißt zum Schluß: 'Die Mutterliebe brennt im Herzen'. Und das ist gewiß wahr, die brennt auch, die brennt wie ein Feuer, ich fühle es so recht, wenn ich an meine Kinderchen denke, wie es in meiner Brust anfängt zu brennen. — Herr Doktor lacht“, sagte sie und wurde ein wenig verlegen, „ja, Herr Doktor kann das nicht verstehen, Herr Doktor ist auch nur ein Mann.“

„Nur ein Mann!“ sagte er, machte große Augen und lachte wie ein übermütiger Junge, aber alles leise, so daß zu den Schlafenden im Kurhause kein Ton drang, der ihren Schlummer hätte stören können. „Und dann kommen Sie immer erst morgens nach Hause und verlieren auf diese Weise in jeder Woche eine Nacht.“ Er war, während er sprach, bis zum Fenster gegangen und stand nun da, die Hände in den Taschen seiner offenen Joppe, das Gesicht dem Zimmer zugewendet.

Die Frau erhob sich sogleich, beinahe als werde sie aufgetrieben, und sagte mit verzücktem Munde: „Ich schlafe doch auch — wir gehen zeitig zu Bett — schon vor neun Uhr. Die Kinder freuen sich schon die ganze

Woche darauf, daß sie bei mir einmal schlafen wollen, und ich auch, ich freue mich auch darauf, daß ich meine Kinderchen so in meinen Armen halten darf, und darf fühlen, wie sie einschlafen. Dabei breitete sie wieder ihre Arme aus, ganz breit und flach mit ein wenig zurückgeneigtem Kopf. Und dem Arzt stieg ein sonderbares Bild auf: sie erschien ihm, als sei sie ans Kreuz geschlagen.

Als ganz junger Arzt hatte er eine Assistentenstellung in einem Irrenhause innegehabt. Zu den Kranken gehörte ein junges Mädchen, das an religiösem Wahnsinn litt und sich für den gekreuzigten Gottessohn hielt. Sie stand stundenlang mit gebreiteten Armen, mit einem Zug der Verzückung und des unermesslichen Jammers auf ihrem Angesicht.

Die Frau hatte die Arme sinken lassen und sagte jetzt ein wenig verlegen: „Um zwei Uhr stehe ich dann auf und komme wieder hierher. Vergab geht es etwas schneller. Und es ist dann wohl auch schön im Wald; denn es wird allmählich alles wieder lebendig, bloß habe ich dann immer den Kopf so voll mit meinen Gedanken.“

„Mit thörichten“, sagte er trocken, und der Ton stach sonderbar ab gegen seine frühere gütige Sprachweise.

Er zog seine Uhr und schritt zugleich durchs Zimmer, um nach seiner Kranken zu sehen. Als er nach wenigen Minuten wieder eintrat, rieb er die Hände umeinander und sagte gelassen: „So — Sie können jetzt zu Bett gehen.“

Die Frau war kaum mit scheuem „Gute Nacht“ gegangen, so räumte er die Arbeit auf seinem improvisierten Schreibtisch griffrecht zusammen, stellte sich ans Fenster und lauschte hinaus. Er hörte wieder das eintönige Plätschern des hurtig fließenden Wassers, sah wieder die Nacht mit schwarzen, schweren Fittichen auf der Erde ruhen, stand und blickte und lauschte, bis die ersten Dämmerungsfloden sich in das Dunkel mischten und die ersten schlaftrunkenen Töne lallend aufschlugen. Und zuletzt hörte er sie dann in jarten Lauten beginnen — eine leise, wunderbar feine Morgenmusik. Märchenbunt zuerst, aber mit jeder Minute lauter und triumphierender werdend, floß sie auf den Bogen des Morgenwindes daher. Ganz zarte Töne schwebten darüber und hielten die Melodie, ein Raschen und Raunen gab die Accorde her, und aus weiter Ferne wurden matte, verhallende Harpeggien dazugetragen.

Nun stieg er ins Parterre hinab und legte sich nieder. Nach kaum zwei Stunden aber war er wieder auf den Beinen, und wenig später sah die Badefrau Meinhardt, die im Begriff war, ihr Tagewerk anzutreten, die stinke, feste Gestalt hurtig und jüngerhaft den langen Korridor hinaufkommen. Die Joppenflügel wehten, der Kopf war emporgerichtet, und den scharfen Augen wäre auch heute nichts entgangen und wenn es noch so sicher vor ihnen versteckt worden wäre.

So schritt er an der Frau vorüber, der er gewinkt hatte, daß sie warten möge, und die jetzt mit bescheidener Zurückhaltung ihren Morgengruß bot. Er dankte nicht dafür, sagte vielmehr, immer hurtig fürbass schreitend, und indem er verstoßen lächelte: „Sie haben ja wohl heute Ihren Sonntag — was?“

Die Antwort klang gepreßt, und die Frau hatte wieder die Hand an der Schürze: „Ja — Herr Doktor...“

Er war schon ein Endchen vorüber, drehte aber den Kopf über die Schulter, lachte heraus und meinte unaussprechlich gütig: „Nun — dann gehen Sie nur zu Ihren Kindern.“

Das letzte Lied.

(Mit G. 353.)

Ihr junges Herz hatte seinen Traum und jubelte sein erstes Lied hinein in die reiche, prangende Welt, so froh und hoffnungsvoll, wie es ihr der Frühling eingab, der in ihrer Seele aufgegangen. Aber „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, und das Lied verstummte, und in der Sängerin ward's still, totenstill. Als sie wieder sang, war's vor dem Bilde der Muttergottes, hinter Klostermauern; aber diese drückten sie nicht, sie sehnte sich nicht hinaus. Und wenn die Nachtigallen draußen sangen, und der Lenz grüßend über die Mauern nickte mit blüten-schweren Zweigen, schüttelte sie das Haupt und sagte „Nein“ vor sich hin; ein leises, aber bestimmtes, klares, beinahe glückliches Nein. Dann kam, nach Jahren, ein schmerzlicher Weh in ihre Brust, ein herbstangehauchtes; was es deutete, sie wußte es: es sagte, komm heim! Und wie die ersten Flocken fielen und lautlos die schimmernde Decke breiteten über den kleinen Klosterhof, mahnte es immer stärker und dringlicher. Mit zwingender Gewalt zog es sie hin zu den Tasten des geliebten Instruments, dem sie so oft des Herzens Innerstes anvertraut, und unter den durchsichtigen Fingern quillt die Melodie hervor, die inhaltsreiche, ihres letzten Liedes. In ihm erwacht noch einmal alles, was ihr junges Herz einst durchlebt, was es gejubelt, durchlämpft, getragen und mutig überwunden, was die Töne in leisem Verklingen sagen:

Nun nimm mich heim; ich hatt' ihn ja so lieb
Und hielt ihn lieb. Wer's Sünde, Herr — vergieß!

„Tanten.“

Novelle

von

E. Schroeder.

Zehntes Kapitel.

Unter wildem Herzklopfen harrete Lisbeth also der Dinge, die da kommen sollten; als aber, nachdem der Clown sein Pensum absolviert, die magere Rosinante wieder erschien, und zwar in Begleitung eines jungen Mannes, der, von einem kurzen Atlasschöchen abgesehen, ganz in Tricot steckte, da stand sie plötzlich wie emporgeschleudert.

„Ist das — ein Kunstreiter?“ stieß sie leuchtend hervor.

„Gott, ja, natürlich,“ lachte Sophie, „was soll's denn anders sein? Kunstreiter sind sie ja alle.“

„Alle?“

„Ja, ja, sehen Sie sich man wieder hin, die Leute fangen all an — Jasses, Fräulein Lisbeth, was haben Sie denn eigentlich vor?“

„Ich will fort,“ stöhnte Lisbeth, „ich“ — sie fuhr sich mit der Hand nach der Schläfe — „halte es hier nicht länger aus.“

„Ach du liebe Zeit,“ entgegnete Sophie verdrießlich, „da muß ich wohl mit?“

„O nein, bleiben Sie nur, wenn es Ihnen gefällt.“

„Na gut, dann gehen Sie man 'n bißchen vor der Thür auf und ab, ich komme gleich nach — länger als zehn Minuten kann's nicht mehr dauern.“

Lisbeth hatte nicht die Absicht, zu warten, sie wollte fort, heim, so rasch wie möglich.

Leider jedoch geriet ihr, kaum in das Freie gelangt, Herr Sievers in den Weg.

„Ach, Fräulein Lisbeth!“ rief er, offenbar freudig überrascht. „Sie — hier auf dem Markt — und mutterselbstallein?“

Lisbeth erklärte hastig und verlegen, daß sie das Mädchen im Cirkus zurückgelassen habe.

„Hahaha!“ lachte er, „famoser Cirkus! Schindmähren und — na, will lieber weiter nichts sagen. Haben gut gethan, daß Sie hinausgelaufen sind, Fräulein Lisbeth — darf jetzt wohl die Ehre haben, Sie ein wenig herumzuführen?“

„Sie sind sehr gültig,“ stammelte die Bedrängte, „aber ich — möchte wieder nach Hause.“

„I was? Jetzt schon? Haben Sie denn die Riesendame gesehen und den Zwerg Tom-Tit? Nein? Nun, das dürfen Sie sich keinesfalls entgehen lassen. Ist ja was Großartiges! Bin doch wahrhaftig nicht klein, aber dem Frauenzimmer kann ich bequem unter dem Arm durch, und was den Tom-Tit betrifft, den stecke ich, so wie er ist, in meine Tasche. Ueberhaupt der lüttje Kerl — das ist was zum Lachen. Wenn der loslegt mit seinem Piepvogelstimmchen:“

Es braust ein Ruf wie Donnerhall —

zum Schiefelachen ist das. Kommen Sie nur mit und überzeugen Sie sich, Fräulein Lisbeth.“

„Ich kann nicht,“ stöhnte sie, sich mit der Hand an die Stirn fassend, „ich habe Kopfschmerz — furchtbar Kopfschmerz.“

„I? Thut mir ja leid. Fand auch schon gleich, daß Sie ein bißchen blaß aussehen. Aber gegen Kopfschmerz ist starker Kaffee gut. Wissen Sie was? Da gehen wir rasch erst mal in den Blauen Engel und dann —“

„Nein, nein, ich danke sehr — ich muß nach Haus!“

„Unerbittlich? Na, dann fahre ich Sie aber hin. Nur einen Moment Geduld, daß ich mein Sig anspannen —“

„Um keinen Preis!“ rief sie entsezt. „Nein, nochmals tausend Dank, ich will Sie nicht bemühen — gehe auch im Grunde lieber.“

„Was? Den ganzen Weg allein? Unmöglich, Fräulein Lisbeth! Das darf ich nicht zugeben.“

„Ja, gah, ool na Gus,“ mischte sich hier ein tiefer Brummhaß in die Unterhaltung, und da, wie aus dem Boden gewachsen, stand Hinnerk Kruse in seinem besten Sonntagsstaat, die Sonntagsmütze auf den glattgedöhlten Haaren, die Pfeife selbstverständlich im Mundwinkel.

„Ah, Hinnerk!“ rief Lisbeth, der beim Anblick des einst so Gefürchteten ein wahrer Alp von der Seele sank. „Ja, bitte, nehmen Sie mich mit!“ Und aus Angst vor einer Wiederholung des gestrigen Händedrucks es bei einer raschen Abschiedsverbeugung gegen Herrn Sievers bewenden lassend, trat sie hastig an des Hünen Seite.

Ob lechterer von den Wutbliden, die ihm folgten, gar nichts ahnte? Das ist durchaus nicht gesagt, denn Hinnerk sah unglaublich viel mehr, als er zu sehen schien, und was er nicht sah, davon setzte ihn sein guter Freund Hochbaum in Kenntnis. Die beiden wußten um des braven Herrn Sievers Absichten auf

Lisbeth ungefähr so genau Bescheid wie jener selber, und „Hallunk von Kerl!“ he schallte sich herum — das stand fest in ihren biedereren Herzen. Speziell Hinnerk hegte für Lisbeth, ohne daß sie sich's träumen ließ, von jeher etwas wie die Bewunderung eines Pfahlbauern für ein Eselkind, es ist deshalb auch sehr gut möglich, daß er nur darum gleich nach ihr den Weg nach dem Jahrmarkt angetreten hatte, weil er ein Viertelstündchen früher den „Hallunken von Kerl“ diesen Weg hatte nehmen sehen.

Lisbeth war schrecklich zu Mute. Von Grund ihrer Seele wünschte sie dem peinigenden Verlangen, einmal mit eignen Augen einen Kunstreiter zu sehen, nicht nachgegeben zu haben. Früher hatte sie den armen Vater, auf den die Tanten so schlecht zu sprechen waren, noch in ihrem Herzen in Schutz nehmen, sich in gutem Glauben sagen können: „Ein Kunstreiter ist eben einer, der die Kunst des Reitens trefflich versteht. Was aber auf der Straße Bewunderung hervorruft, wie kann denn das zu etwas Schimpflichem werden, sobald es im Cirkus ausgeübt wird?“

Jetzt war ihr die Harmlosigkeit genommen; wenn sie jetzt an einen Kunstreiter dachte, dann konnte sie die Blide nicht tief genug zu Boden schlagen, ja, dann hatte sie ein Gefühl, als dürfe sie es überhaupt nie wieder wagen, einem Menschen frei in das Gesicht zu sehen.

Eine betrübte Heimkehr unter den Umständen und eine, während welcher kein Wort gesprochen wurde. Hinnerk paßte unermüdlich vor sich hin, und Lisbeth rann eine kummervolle Thräne nach der andern über die Wangen.

Zu Hause angelangt, fand sie eine Postkarte vor, auf der ihr Tante Malchen ankündigte, daß sie und ihre Schwwestern am Montag heimzukehren gedächten, Zulchens wegen, die schon seit einer Woche mit verbundenem Kopfe im geheizten Zimmer saße.

Es hatte eine Zeit gegeben, eine kurze, goldene Zeit, da war die Rückkehr der Tanten für Lisbeth gleichbedeutend gewesen mit ihrer eignen Rückkehr aus dem Paradiese der Freiheit in enge Kerkermauern, jetzt hatte sie gar nichts mehr dagegen, daß man ihr die Freiheit nahm, die ja nun kein Paradies mehr war. „Also übermorgen,“ nickte sie, die Karte aus der Hand legend. „Arme Tante Zulchen!“

Dann begab sie sich in den Geflügelhof. Hier aber, während sie bei der Fütterung mechanisch die Häupter ihrer Kostgänger zählte, machte sie die fatale Entdeckung, daß an den dreißig Enten zehn fehlten. In großer Erregung, aber vergebens durchstöberte sie nun die Ställe, die Scheunen, den Garten nach den Ausreißern.

Auf der Pferdeweide gewahrte sie Jan, der dem an einer Kniegeschwulst erkrankten Kutschgaul noch in später Dämmerstunde zu dem vom Tierarzt verordneten Gesundheitsspaziergang verhalf.

„Jan,“ rief Lisbeth, atemlos Halt machend, „es sind zehn Enten verschwunden!“

„So?“ entgegnete Jan ungerührt.

„Ja, sie werden doch nicht gar gestohlen sein?“

„Glöw id nich.“

„Aber wo mögen sie denn nur hingekommen sein?“

„Kann id nich seggen.“

„Ach, lieber Gott, wenn sie wirklich gestohlen sein sollten!“ dachte Lisbeth. Sie berechnete im Geiste den Geldwert der Tiere, vergegenwärtigte sich den furchtbaren Born ihrer Tante Annchen, die natürlich nur sie für den Verlust würde verantwortlich machen, und arbeitete sich mit jedem Schritt, den sie that, in größere Angst und Verzweiflung hinein.

Bis an den Kartoffelacker war sie gelangt, als sie in der Hecke, welche die Balhersche Besitzung von dem benachbarten Kummerfeldschen Gehöft trennte, eine Bude gewahrte. Nun fiel ihr plötzlich ein, daß drüben ein Teich sei, und sie fand es gar nicht so unmöglich, daß die vermischten Enten, die sich daheim mit dem Wasserinhalt eines Steintrogos zu behelfen hatten, von dieser Thatfache Wind bekommen haben sollten. Zierlich und behend, wie sie war, hatte sie sich flink durch die enge Passage gezwängt und dann auch raschen Schrittes den Teich bald erreicht. Doch der lag zu ihrer bitteren Enttäuschung glatt und unberührt da.

Ob es nun etwas nützte, wenn sie Karsten Kummerfeld und dessen Frau in ihren Verlust einzuweißen ging? Sie überlegte sich's noch, als auf einmal Schritte hörbar wurden und dicht vor ihr aus einem umbuschten Weg Herr Hoffmann trat.

„Sie — hier?“ stieß er hervor.

Gräßlich, wie deutlich sie plötzlich die Cirkusleute vor sich hatte, den Clown, das Mädchen und den so unglaublich kostümierten jungen Mann! Wie eine Flamme schlug ihr das Blut in die Wangen, und ohne Entgegnung setzte sie sich in der Richtung der Hecke in Bewegung.

„Halt!“ rief er, ihr folgend, „halt, Fräulein Lisbeth!“ und als sie abgewandten Gesichtes stehen blieb, „Sie wünschten mich zu sprechen?“

„Nein,“ antwortete sie leise, „ich wußte ja nicht, daß Sie bei Kummerfelds — ich kam nur, meine Enten zu suchen.“

„Ihre Enten?“

„Ja, zehn Stück sind verschwunden, und da dachte ich, daß sie vielleicht auf dem Teich hier — aber da sind sie ja nicht.“

„Sollten sie in den Hof geraten sein?“

„Ich will Jan schicken, daß er nachsieht.“ Damit ging sie wieder.

„Sie selbst haben wohl keine Sekunde zu verlieren?“ erkundigte er sich gereizt.

Sie antwortete nicht und maßigte auch ihren Schritt nicht.

„Oder aber, Sie wollen nichts mehr mit mir zu thun haben,“ sehte er grollend hinzu.

Da wandte sie ihm den Blick zu, einen so großen, vorwurfsvollen Blick, daß er plötzlich Ursache sah, sich zu schämen, denn in Wahrheit war er es ja, der den Verkehr mit ihr abgebrochen hatte, weil sie, was ja am Ende ganz natürlich war, ihr Herz an einen jungen Menschen gehängt hatte und in ihm selber nur einen guten alten Onkel sah.

„Weiß schon, was Sie mit dem Blick sagen wollen,“ brummte er hinter ihr drein. „Infames Stückchen Heuchelei, den Spieß umzulehren! Aber — hol mich der — angenehm war die Ueberraschung nicht gestern morgen!“

„Ach Gott, nein!“ schluchzte sie, während ihr auf einmal die hellen Thränen über das Gesicht liefen, „ich wußte ja selber auch nicht, wie schrecklich es sei, aber nun — nun bin ich vorhin auf dem Jahrmarkt gewesen und — und im Cirkus!“

Damit hatte sie sich plötzlich gebückt und war vor ihm durch die Bude in der Hecke geschlüpft. Er aber stand da wie einer, der da bezweifelt, daß es mit seinem Verstande so recht in der Ordnung sei.

„Wußte ja selber nicht, wie schrecklich es sei?“ relapitalisierte er murmelnd ihre Worte. „Aber nun bin ich vorhin auf dem Jahrmarkt gewesen — auf dem Jahrmarkt? und im Cirkus? Was zum Henker hat der Cirkus mit — ha!“

Es war doch gestern von ihren Eltern die Rede gewesen, das heißt nein — eigentlich nur von ihrer Mutter, aber daraus, daß er sich dieser erinnert, mochte sie wohl gefolgert haben, daß er auch um deren unstandesgemäße Heirat Bescheid wisse, und nun, in unglaublicher Harmlosigkeit nahm sie an, daß er nur deshalb so wütend den Rückzug angetreten, weil — Henker nochmal, ihm so was zuzutrauen!

„Fräulein Lisbeth!“ schrie er außer sich, „Fräulein Lisbeth!“ allein sie hörte nicht auf ihn, sondern lief, was sie laufen konnte.

Nun wollte er ihr eiligst auf dem Wege folgen, den sie ihm gewiesen, doch seine ungleich derberden Proportionen bequemen sich nur schwer durch den Engpaß, und als er zerschrammt und zertrakt drüben anlangte, war sie längst im Hause verschwunden.

Da drehte er sich ärgerlich auf dem Absatz um und verließ die Balhersche Besitzung durch das Hinterthor. Dicht vor dem Wald lag das Häuschen des alten Hochbaums, der eben an seinem blankgeschneierten Küchentische saß und sich einen Mehlsbrei zu Gemüte führte, als Eberhard bei ihm eintrat.

„Stillstehen! Weiteressen!“ befahl der Maler von der Thür her. „Ich komme nur, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Für Ihnen was zu thun is immer 'n Blasier,“ versicherte der Alte, sich dem Befehl zum Trost auf die wadeligen Beine stellend.

„So? Na, dann haben Sie wohl die Güte, mir für dies Geld hier —“ Eberhard legte ein paar Goldstücke auf den Tisch — „morgen in aller Frühe zehn Enten zu kaufen.“

„Davor kriege ich an die zwanzig Stück, Herr Hoffmann.“

„Nun, abrechnen können wir ja später. Zehn brauche ich jedenfalls nur, aber, wohlverstanden, zehn von der Sorte, die sich auf dem Balherschen Geflügelhof herumtreibt, und wenn Sie das Viehzeug beisammen haben, dann melden Sie sich bei Fräulein Lisbeth — das heißt ein bißchen schlau müssen Sie's anfangen, denn damit Sie die Sache verstehen, dem Fräulein sind nämlich zehn Enten abhanden gekommen, und nun ist sie trostlos darüber —“

„Arme lüttje Deern,“ fiel ihm Hochbaum bedauernd in das Wort, „als ob sie nicht all sonst genug um die Ohren hätte!“

„Wieso — um die Ohren?“

„O, ich meine man von wegen die gräßigen Mädchen. Wenn die eine ihren Schatz da in der Küche nich abfüttert, dann thut's die andre, aber da mag Fräulein Lisbeth wohl noch gar nich mal was von wissen, die traut niemand nichts Böses zu — bloß den ollen Sievers, den hat sie höflich auf dem Zuge.“

„Ich will nicht hoffen, daß der Mensch es wieder gewagt hat, sie zu belästigen?“ fuhr Eberhard auf.

„Ach Gott, Herr Hoffmann, er will ihr ja heiraten,“



Vom Kriegsschauplatz in China: Ein französisches Detachement den Peiho überschreitend. Nach einer Skizze von J. Whiting gezeichnet von John Charlton.

entgegnete Hochbaum, seine Stimme zum Flüsterton senkend, „und das können Sie mich glauben“ — hier legte er seinen klöbigen Zeigefinger an die kleine, ver-runzelte Nase —, „wenn der alte Filou eine heiraten will, dann muß er schon herausgeschneffelt haben, daß sie noch mal gehörig was kriegt.“

Eberhard ließ seine geballte Faust mit einem Nachdruck auf den Tisch niederfahren, daß der Teller mit dem Mehlbrei einen kleinen Luftsprung machte.

Diese Gefühlsäußerung gab Hochbaum auf einen Moment zu denken, dann kam ein äußerst pfiffiges Blinzeln in sein Auge, und animiert hub er wieder an: „Mit der Postsekretärin ihren Arthur ist das ebenso, der hat auch was läuten hören.“

„Seine Chancen stehen aber wohl besser?“ meinte Eberhard in einem Ton, der gleichgültig klingen sollte.

„Der — und Schanzen,“ lachte Hochbaum, „is ja 'n ganzen dümmeligen Bengel.“

„Oho, ein Dichter?“

„Gott, Herr Hoffmann, da stellen Sie sich man nicht zu viel unter vor. Was mein Schwiegertochter ihr Bruder is, das is auch so einer. Den braucht man bloß anzutuden, dann dichtet er schon los. Nee, da brauchen Sie sich bange vor zu sein — ich meine — hm! das glauben Sie man ja nicht, daß Fräulein Lisbeth sich aus den seine Gedichten was macht. Sie guckt sie ja nicht mal an.“

„So?“

„Nee, läßt sie liegen, wo der dumme Jung sie hinschmeißt. Vorhin, da war ich auf 'n Romang in Balzers ihren Garten. Die Hühner hatten 'n lüttjes Asternbeet verungemert. Das mußte ich wieder zurechtmachen. Na, und wie ich da an die Laube vorbeigehe, da denke ich: 'Das liegt hier ja so voll von Papierstücken wie Sonntags in mein Wald,' aber wie ich sie denn auffuchen will, da sehe ich, daß es lüttje Billetter's sind, mit 'ner Rose zugestochen. Na, 'ne Rose is nu just kein Siegel, aber was mir nix angeht, da laß' ich meine Hände von weg. Bloß eines, das lag da ganz preisherrlich offen. Ich hatte man just meine Brille nicht bei mich, aber so viel konnte ich doch wohl lesen, gleich obenan stand: 'An Lisbeth' und unten drunter, mit große Schnörkel ausgemalt, 'Arthur Weber'. Aus dem Verskram, da konnte ich nicht klug werden, aber es kam was von 'ne halbe Million drin vor, die sie kriegen thäte. So 'n Schafskopf von Jung, gleich dabei zu schreiben, daß er sie bloß ums Geld haben will.“

Eberhard hatte während dieser langen Auseinandersetzung unverwandt eine Schwarzwälderuhr im Auge behalten. Es ist nicht zu sagen, was für tolle Freudenbrünge dieses wurmstichige Möbel in den letzten Minuten vor ihm ausgeführt hatte. Daß er selber den Jodler nicht hatte laut werden lassen, der sich ihm in die Kehle gedrängt, zeugte von seiner ans Märchenhafte grenzenden Selbstbeherrschung. Allein Menschen sind wir schließlich alle. Wie er sich jetzt umdrehte und Freund Hochbaum mit einem ganz unbezahlbaren dummdreisten Gesicht dasitzen sah, konnte er sich den Dummjungenstreich nicht versagen, jenen bei den Schultern zu packen, ihn emporzuheben und mit Nachdruck auf den Schemel niederzusetzen, von dem er vorhin aufgestanden war. Dann zog er mit einem Lachen, das das Haus durchdröhnte, ein drittes Zwanzigmarstück aus der Tasche, drückte es dem Mißhandelten als Douceur in die Hand und stürmte hinaus.

Erstes Kapitel.

Lisbeth war den ganzen Morgen mit dem Binden der dicken Willkommensgürlenden beschäftigt gewesen, die jetzt der Tanten Wohn- und Schlafzimmerschüren umkränzten — nach ihren Euten hatte sie nämlich nicht mehr zu suchen brauchen, sie waren durch einen seltenen Glückszufall heute früh von Hochbaum im Walde entdeckt worden.

Jetzt — es war drei Uhr nachmittags — stand dem ihr von der Postsekretärin Familie vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Spaziergang nach Kampen nichts mehr entgegen als ihre eigne Abneigung, und der durfte sie nicht Gehör geben. Seufzend machte sie sich also auf den Weg und ward, kaum aus dem Einfahrtsthor heraus, auch schon von der Frau Postsekretär und Fräulein Agnes in Empfang genommen. Erstere steckte in perlgrauer Seide, letztere, trotz der vorgerückten Jahreszeit, in schneeweißem Musselin. Die beiden hatten sich bei Lisbeths Herannahen ironisch über deren ewiges blaues Fähnchen geäußert, aber sie nahmen das blaue Fähnchen doch sogleich voll Selbstverleugnung in ihre Mitte und überhäuften dessen Trägerin mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Die Versicherung der Frau Postsekretär, daß die Herren sobald wie möglich nachkommen würden, verursachte Lisbeth, die seit dem Empfang der gereimten Liebeserklärung vorgeföhrt in beständiger Angst vor einer Wiederbegegnung mit dem guten Arthur lebte, ein peinliches Erröten, das dieses Jünglings Mutter nicht entging.

Der Weg war leidlich hübsch, führte anfangs durch den Wald, dann im Schatten von Schlehdorn- und

Brombeergesträuch am Rande gepflügter Felder hin. Als man eben an die Moorswiesen gelangt war, jenseits welcher, aus Erlen- und Weidenbüsch hervorstach, das Kampensche Gasthaus lag, traf man mit der Frau Konsul Frije und dem Herrn Sievers zusammen. Die Verwunderung darüber, daß man da ganz denselben guten Einfall gehabt, war auf Seiten der Neuhinzugekommenen ungeheuer groß. Die beiden älteren Damen, die sich im Grunde nicht austehen konnten, begrüßten einander wie Busenfreundinnen, während Herr Sievers Miene machte, an Lisbeths Seite zu treten, allein mit der Behendigkeit eines Wiefels hatte sich Fräulein Agnes dazwischen geschoben.

In dem immer stark besuchten Kampenschen Garten war zwar schon ein zahlreiches Publikum anwesend, ein separates Sitzplätzchen für die Frau Konsul und ihren Bruder hatte sich trotzdem noch ohne Mühe finden lassen; beide jedoch erklärten wie aus einem Munde, daß es viel netter sein würde, wenn man zusammenbleiben könnte. Gegen diesen Vorschlag hatten die Frau Postsekretär und ihre Agnes wörtlich nichts einzuwenden, aber sie machten kühne Gesicht zu und sorgten, als man an einem langen Tisch in einer Laube Platz nahm, dafür, daß sie Lisbeth wieder in ihre Mitte bekamen. Dies hatte dann für letztere freilich den Nachteil, daß sie durchaus den Blick nicht heben konnte, ohne Herrn Sievers, der sich ihr gegenüber niedergelassen, in das ewig schmunzelnde Gesicht zu sehen.

Doch die Zeit ging hin. Sehr viel unangenehmer ward die Sache erst, als nach Verlauf einer Stunde der Postsekretär mit seinem Sohn anlangte. Ihrem Arthur hatte die Mama sogleich den Platz an Lisbeths Seite eingeräumt, und da sah der Unglückselige nun, sich seiner gereimten Attentate auf sie qualvoll bewußt, mit einem Gesicht, das wie in Blut getaucht schien. Doch auch sie war in dem Gedanken an das lichte Geheimnis, das sie mit ihm teilte, heftig errötet und hatte sich aus lauter Angst, seinem Auge zu begegnen, von ihm abgekehrt. So blickte sie nun verzweiflungsvoll links, während er rechts stierte; beide zusammen aber boten sie ein Bild, welches das Herz einer spekultativen Mutter freudig schwellen, das eines eifersüchtigen Rivalen dagegen mit Wut bis zum Ueberstäumen füllen mußte.

Sehr lange ertrug auch Herr Sievers den Anblick nicht. Als die Dunkelheit hereinbrechen begann, begab er sich in das Haus und veranlaßte die Wirtstochter, die leiblich nach dem Gehör spielte, sich im großen Saale an das Klavier zu setzen und dessen verstimmter Seele einen Walzer zu entlocken.

Was er vorausberechnet hatte, geschah. Er war noch nicht wieder in das Freie gelangt, da drehten sich drinnen schon die ersten Pärchen im Kreise, und als er in die Laube trat, sprang eben Fräulein Agnes mit einem begeisterten: „Ein Walzer! Hörst du's, Mama?“ von ihrem Stuhl auf, hatte dann aber zu seinem Verdruss nichts Eiligeres zu thun, als ihren Arm in den Lisbeths zu schieben und diese dem Hause zuzuführen.

Allein das Glück sollte ihm noch lächeln. Kaum waren die Mädchen in den Saal getreten, da machte auch schon ein junger Postassistent der Tochter seines Vorgesetzten sein schönstes Kompliment. Einen Moment schwankte Fräulein Agnes zwischen Vergnügen und Pflicht, dann annehmend, die Mama sei ihr auf den Fersen, ließ sie sich von dem Jüngling davonführen. Wie ein Habicht schoß nun Herr Sievers auf Lisbeth zu. „Darf ich die Ehre haben,“ leuchtete er und setzte, als sie ihn nicht zu verstehen schien, hinzu: „mit Ihnen zu tanzen, Fräulein Lisbeth?“

„Aber das habe ich ja gar nicht gelernt,“ entgegnete sie.

„Nicht tanzen gelernt? Ist die Möglichkeit!“ rief er aus. „Aber dann lernen Sie's bloß vom Ansehen, will ich wetten. Kommen Sie, Fräulein Lisbeth, ich weiß ein famoscs Plätzchen, da sehen wir uns hin und sehen zu, wie's die andern machen.“

Dieser Vorschlag war ihr nichts weniger als angenehm, doch da sie keinen rechten Grund fand, ihn abzulehnen, und die Postsekretärin sich nirgends blicken ließ, leistete sie ihm zögernd Folge.

Das Plätzchen war nicht übel, aber das Schauspiel, das sich Lisbeth bot, füllte sie mit äußerstem Befremden. Sie hatte nicht nur nicht tanzen gelernt, sondern auch niemals tanzen sehen, und da drehten sich nun junge Mädchen — Agnes Weber mit darunter — von den Armen junger Männer umschlungen, hüpfend im Kreise herum, während von ihren Sitzplätzen an den Wänden die Mütter und sonstigen ältlichen Respektspersonen lächelnd zuschauten, zum Zeichen, daß alles in wunderschöner Ordnung sei. Selbst — denn hatte nicht Tante Annchen der vorletzten Köchin, Lise, ihre sofortige Entlassung gegeben, als sie jene in der Umarmung des Briefträgers überrascht hatte? Was in einem Fall höchst unpassend war, schiedte sich also in einem andern?

Lisbeth fragte sich's eben, als Herr Sievers, sich

zu ihr niederbeugend, meinte: „Nicht wahr, der Schritt ist nicht schwer?“

„Der Schritt?“ wiederholte sie zerstreut.

„Leicht wie 's Abc — was? Kommen Sie, Fräulein Lisbeth, lassen Sie uns unser Heil einmal versuchen!“

Damit sprang er auf und krümmte ihr seinen Arm entgegen.

Doch die großen Augen voll Entsetzen, bog sie sich weit von ihm zurück.

„Noch keinen rechten Mut?“ lachte er. „Na, schade! nichts, sitzen hier ja am Ende ganz schön.“

Ihre Wangen hatten sich mit glühender Röte bedeckt. Sie — sich von Herrn Sievers umfassen lassen? Lieber sterben! Auch sitzen mochte sie nicht mehr mit ihm, und angesichts der Tanzenden beschlich sie wieder jenes Gefühl, das ihr schon so oft gekommen war, seitdem man sie aus ihrer Klausur herausgeführt hatte, um ihr das bunte Leben draußen zu zeigen; jenes unbehagliche Gefühl nämlich, als blide sie auf die Dinge ihrer neuen Umgebung wie aus einer andern Welt.

„Ist's noch nicht bald Zeit, nach Hause zurückzukehren?“ erkundigte sie sich plötzlich mit einem leisen Vibrieren in der Stimme.

„Aber, Fräulein Lisbeth, haben Sie denn solche Eile?“ entgegnete Herr Sievers vorwurfsvoll.

„Es wird schon so dunkel.“

„O, wir bekommen nachher Mondschein, und“ — dies mit einem schmachtenden Blick — „ich bin ja auch da, Sie zu beschützen.“

Als ob sie sich vor diesem Beschützer nicht noch viel mehr gefürchtet hätte als vor der Dunkelheit! Aber sie würde ja zum Glück nicht ihm allein überlassen sein, sie würde mit Postsekretärs gehen und — Ach, Gott sei Dank! Da kam eben die Frau Postsekretär!

„Endlich — endlich!“ rief die atemlos Anlangende. „Habe ich Sie aber gesucht, Fräulein Lisbeth! Im ganzen Saal herum wie eine Stednadel, sage ich Ihnen. Uebrigens sitzen Sie da wunderschön. Schade, daß nicht noch ein Stuhl —“

Sie blickte vergebens nach rechts und nach links und lächelte ihren verbindlichsten Dank, als Herr Sievers, der diesen Wink mit dem Zaunpfahl doch nicht gut unbeachtet lassen konnte, sich mürrisch erhob, um ihr seinen Sitz einzuräumen.

„Da geht er hin,“ flüsterte die dicke Dame schadenfroh, „natürlich direkt auf den Schenktisch zu. Was der an geistigen Getränken zu bewältigen vermag, davon haben Sie keine Ahnung, Fräulein Lisbeth! Ach“ — mit einem wohligen Aufseufzen — „darin sind die Herren — gottlob! — verschieden. Mein Mann ist sehr gegen den Alkohol, und mein Sohn rührt nicht einmal Bier an. Wo Arthur übrigens nur stecken mag? Aha! Dort steht er — sehen Sie wohl, neben der Saalthür drüben. Ganz in sich versunken steht er da — halt! nein, in sich versunken doch nicht, er schaut hierher — ja, wahrhaftig, krampfhaft hierher und — hahaha! — nicht auf seine alte Mutter. Fräulein Lisbeth, Fräulein Lisbeth“ — dies mit in schallhaftem Drohen erhobenen Zeigefinger — „was soll ich davon denken?“

Die heiße Röte, welche diese Frage dem jungen Mädchen in die Wangen trieb, entlockte ihr erst ein Lachen; dann meinte sie mit verschmühtem Augenblinzeln: „Ein bißchen bekommen hier im Saal, nicht wahr, Fräulein Lisbeth? Kommen Sie, wir machen einen Gang durch den Garten!“

Auffspringend faßte sie Lisbeths Arm und steuerte sie durch das Menschengewühl hinaus in das Freie. Hier veranlaßte der Anblick des aufsteigenden Mondes die sonderbar ausgelassene dicke Dame, wie ein Vadsch in die Hände zu klatschen.

„Der Mond, der Mond!“ frohlockte sie. „Wissen Sie was, Fräulein Lisbeth, wir gehen ein bißchen nach dem Fluß hinunter. Wenn der Mond auf fließendes Wasser scheint, das macht sich zu reizend.“

Lisbeth folgte ihr wie ein Lamm, aber an das Staket gelangt, das nach der Flußseite hin den Garten abschloß, fiel es der quackilbernen Frau ein, ihrer Agnes könne möglicherweise die Idee kommen, im erhitzten Zustande kaltes Wasser zu trinken, und hastig wieder kehrt machend, sagte sie: „Nur ein rasches Wort der Warnung an das unvorsichtige Kind, Fräulein Lisbeth! Im Augenblick bin ich zurück.“

Aus dem Augenblick wurden Minuten, doch Lisbeth merkte dies nicht. Die bunte, lärmende, tanzende Welt, in die sie eben noch geblickt, war hinter ihr versunken. Träumerisch schweiften ihre Blicke über die weite, stille Landschaft hin und sahen am Horizont den jungen Mond sich emporlängeln. Es war ein wunderschönes Bild. Dabei fiel ihr der Maler ein, und während ihre Augen sich mit Thränen füllten, sagte sie sich, daß er nun bald wieder in die weite Welt ziehen und von seinem Thun und Treiben, von seinen Werken und von seinem Ruhm wohl nur selten etwas zu ihren Ohren gelangen würde. Es ging ja morgen in die

Klaue zurück. Ein Gluck? Ja, in mancher Beziehung war's ein Glück, Postsekretärs und Fräulein würden sich dann nicht mehr verpflichtet halten, sie zu protegierten, aber eng war es doch, öde und traurig das alte Leben. Von jedem Schritt, den sie that, von jedem Blick, den sie über die Gartenhecke warf, mußte sie wieder Rechenhaft ablegen. Mit automatenhafter Exaktheit hatte sie die ihr vorgeschriebene Arbeit zu verrichten, vorgeschrieben aber war für jeden Tag dasselbe, und wenn sie sich vergegenwärtigte, wie viele Tage das Jahr hatte und wie viel Jahre dieses ewig lange —

Hier riß Visbeths Gedankenfaden mitten entzwei. Sie vernahm Schritte, ein rasches Flüstern: „Daß du mir die Gelegenheit —“ allein wie sie den Kopf wandte, war niemand zu erblicken.

Die Nähe unsichtbarer Menschen machte ihr bange. „Wie lange die Frau Postsekretär fortbleibt“, dachte sie. Da raschelte es neben ihr im Gebüsch, und zögernd trat in das blaue Mondlicht eine männliche Gestalt, die aber bei dem Schreckenslaut, der ihr entfuhr, sogleich wieder in den Schatten zurückwich.

Ein kurzer, gräßlicher Moment, dann kam es stockend und stammelnd aus der Dunkelheit heraus in Arthur Webers Stimme: „Gott! Fräulein Visbeth, ich — ich bin's ja bloß — ich dachte — ich wollte — darf — darf ich wohl ein — ein paar Worte mit Ihnen — ja?“

Das klang so flehend, sie mußte ihre Zustimmung nicken, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen klopfte.

Da stahl er sich wieder in das Mondlicht und stand nun etwa zehn Schritte von ihr entfernt mit bleichem Gesicht und schlotternden Knien — ein Jammerbild, das ihr Mitleid eingefloßt hätte, wäre ihr selbst nicht so furchtbar bang gewesen.

Einige Sekunden vergingen, während der Dichtjüngling in furchtbarer Verzweiflung den Rand seines Filzhutes maltraktierte, da knachte es in einiger Entfernung sehr vernehmlich im Buschwerk, und nun war es, als habe ihm jemand hinterrücks einen kräftigen Stoß verfehlt, der ihm die Frage, die ihm bis jetzt in der Kehle gesteckt, über die Lippen schneelte:

„Haben Sie meine Gedichte erhalten, Fräulein Visbeth?“

„Ja“, murmelte Visbeth, die nicht ahnte, daß es sich um eine ganze Sammlung handelte.

„Und — und zürnen Sie mir nicht, Fräulein Visbeth?“

„Nein.“

„Und — und meinen Sie — glauben Sie, daß — daß Sie nichts d—dagegen hätten, meine Fr—au zu werden?“

Er ließ im Schrecken über die eigne Kühnheit den unglücklichen Filzdeckel fallen, sie aber wich im hellen Entsetzen über den Vorschlag ein paar Schritte zurück. Seine Frau werden — sie — Arthur Webers Frau? War denn so etwas auch nur denkbar?

Er schien aus ihrem Schweigen Mut zu schöpfen. Die gefährlichste Klippe hatte er ja auch am Ende umschifft. Seine mageren Hände faltend, flehte er in herzbeuglichem Ton: „Ach, wenn Sie es thun — ach, wenn Sie mich nehmen wollten, Fräulein Visbeth! Es — es wäre der Himmel auf Erden!“

Für sie wahrlich nicht! Für sie hatte dieser Himmel fast etwas Komisches in der Vorstellung, doch der Gedanke war unfreundlich — fort damit! Der arme Junge meinte es so gut.

„Es thut mir schrecklich leid, Herr Arthur —“ begann sie.

„Fräulein Visbeth!“ fiel er ihr beschwörend in das Wort.

„Ganz schrecklich leid, aber — das ist nicht möglich.“

„Gott! Fräulein Visbeth,“ jammerte er, „ich liebe Sie doch so unbeschreiblich! Als Sie noch ein ganz — ganz junges Mädchen waren, noch gar nicht mal konfirmiert, da sagte ich mir schon: „Sie — oder keine! — und jetzt — jetzt bete ich den Boden an, auf dem Sie stehen, und wenn Sie auch keinen Pfennig besä —“

„Ich besä keinen.“

„Desto besser, dann verdiene ich Ihnen Geld — viel, viel Geld, Fräulein Visbeth, mit meiner Feder. Einem guten Theaterdichter fliegen die Lantienen nur so zu, und ich habe Talent. Hier“ — er schlug sich vor die Stirn — „hier fühle ich's. Mein Stück ist auch fast fertig, und —“

Verzeihung, liebe Visbeth, daß ich indiscret genug bin, in eine so vertrauliche Unterhaltung hineinzu-plagen,“ ließ sich hier mit effektvoller Ergrißtheit im Ton die Frau Postsekretär vernehmen, „aber ich konnte nicht länger an mich halten. Schon von weitem hörte ich, um was es sich handelt, und ich fühlte mich von überschwenglicher Freude erfaßt. Ja“ — hier legte sie mit einer wunderschönen Gebärde die Hand auf ihren Busen — „mein Mutterherz füllte sich mit Jubel und Frohlocken bei dem Gedanken, daß meines einzigen Sohnes Wahl gerade auf das Mädchen gefallen ist, das ich mir unter Tausenden zur Tochter auserkoren hätte!“

„Sie sind sehr gütig —“ stammelte Visbeth. „Kommen Sie an mein Herz, geliebtes Kind, und empfangen Sie meinen Segen!“

„Sie sind sehr gütig,“ wiederholte Visbeth, vor den ihr mütterlich geöffneten Armen angstvoll retirierend, „aber ich habe es schon gesagt, ich — kann nicht thun, was Ihr Sohn wünscht.“

„Wie? Was?“ Die Postsekretärin schien aus den Wolken zu fallen. „Sie können — aber nein, das sagen Sie bloß so, Fräulein Visbeth! Warum sollten Sie es nicht können? Daß es meinem Arthur ernst ist mit dem, was er Ihnen versprochen hat, bezweifeln Sie doch wohl nicht?“

„Nein,“ murmelte das arme, bedrängte Kind, „er ist ja gewiß ein guter Mensch.“

„Nun also, und was können Sie Besseres thun, als einen guten Menschen heiraten?“

„Ich werde überhaupt — nicht heiraten,“ erklärte Visbeth mit glühenden Wangen.

(Schluß folgt.)

Gestörtes Liebeswerben.

(Bild S. 360.)

Wenn der Winter sich dem Frühling juneigt, bietet der deutsche Wald dem Jäger eines der am höchsten geschätzten Vergnügen, das Beschleichen des balzenden Auerhahns. Sonst ein scheuer Gefelle, ist der gewaltige Vogel zu dieser Zeit weniger vorsichtig. Sobald am Morgen sich weiße Streifen im Osten zeigen, um drei oder vier Uhr, beginnt sein eigenartiges Liebeswerben. Der Hahn streckt den Kopf vor, hält ihn in schräger Richtung nach vorn, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und giebt dann die schnalenden Töne von sich, als ob zwei dünne, geglättete Stäbchen aneinander geschlagen würden. Dann nach dem Hauptschlag und einer kurzen Pause beginnt das sogenannte Schleifen oder Einspielen, auch Gesegelmachen genannt, zischende Laute, die dem Wesen eines eisernen Werkzeuges ähnlich sind, und in mehreren aneinander gereihten Sätzen sich folgen. Beim Anfang des Balzens hebt der Auerhahn etwas den Schwanz schräg empor, breitet ihn fächerförmig aus und hält die etwas gesenkten Flügel vom Leibe absteigend; beim Schleifen sträubt er fast alle Federn und dreht sich herum. Jedes neue Einspielen erregt den Hahn mehr und mehr. Er geht auf dem Ast auf und nieder, läßt häufig seine Losung fallen, greift mit dem einen Fuß in die Luft, springt wohl von einem Ast auf den andern, kurz er befindet sich in einer Art von Verzückung, in der er der sonstigen Vorsicht vergißt. Das ist der Augenblick, in dem der Auerhahn seinen Feinden eine leichte Beute wird, sei's dem Jäger oder, wie unser Bild zeigt, dem listigen Meißler Reineke.

Großherzog Karl Alexander von Weimar †.

(Portrait S. 343.)

Ein innerlich reiches, Segen verbreitendes Fürstenleben ist am 5. Januar zu Rüste gegangen, nachdem seine Dauer sich noch über die Grenzen des Psalmisten hinaus erstreckt hatte. Mit dem Großherzog Karl Alexander reichte ein Abglanz der goldenen Tage Goethes und Schillers noch in das zwanzigste Jahrhundert herein; sein Großvater Karl August von Sachsen-Weimar hatte das kleine Weimar zum Mittelpunkt deutschen Geisteslebens gemacht und damit für alle Zeiten geweiht. Für den Enkel war es eine große, nicht immer leichte Aufgabe, diese ehrwürdige Tradition pietätvoll fortzuführen, ihr neue Werte hinzuzufügen und zugleich dem gewaltigen Umschwung der nationalen Entwicklung gerecht zu werden. Daß ihm das alles gelungen ist, spricht mehr für das Gewicht seiner Persönlichkeit als eine ruhmredige Aufzählung all seiner einzelnen Verdienste. Wir müssen uns darauf beschränken, seinen Lebenslauf kurz zusammenzufassen.

Geboren am 24. Juni 1818, wuchs Karl Alexander, wie seine Schwester Auguste, die spätere Gemahlin Kaiser Wilhelms I., unter den Augen Goethes auf, der auch einer seiner Taufpaten gewesen ist. Nach sorgfältiger, vielseitiger Erziehung vollendeten ein Aufenthalt in Italien 1834 und 1835, der Besuch der Universitäten Jena und Leipzig 1835 bis 1837, dann Reisen nach Oesterreich, Schottland, England und Holland seinen Bildungsgang. Am 8. Oktober 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie von Holland. Nach dem Tode seines Vaters, des Großherzogs Karl Friedrich, trat er die Regierung an. Wie Sachsen-Weimar der erste deutsche Staat gewesen, der durch eine Verfassung die Mitarbeit der Bevölkerung aufgerufen hatte, so war Großherzog Karl Alexander stets bereit, neuen Bedürfnissen durch kluge Reformen Befriedigung zu verschaffen; in der deutschen Politik unterstützte er die Bestrebungen des ihm verschwägerten Königs Wilhelm von Preußen, auch darin der getreue Erbe seines Großvaters, der als Bundesgenosse Preußens im Krieg gegen Napoleon 1806 unerforschten seine Selbstständigkeit aufs Spiel gesetzt hat. Seit der Aufrichtung des Deutschen Reiches stand Großherzog Karl Alexander zu dem Kaiser Wilhelm, so auch zu dem Fürsten Bismarck in unerbittlicher Freundschaft und Treue.

Karl Alexanders Tätigkeit als Schirmherr von Kunst und Wissenschaft kann hier nur flüchtig gestreift werden. In den fünfzig Jahren wurde Weimar durch die Berufung Franz Liszts der Stützpunkt der musikalischen Fortschrittsbestrebungen, und hier ward der Sieg Richard Wagners wirksam vorbereitet. Die Kunstschule und das Museum in Weimar machten im Sinne der Tradition Goethes Weimar zu einer der Kunststädte Deutschlands; die

Erneuerung und stilgerechte Verschönerung der alten Wartburg, eine Lieblingsbeschäftigung Karl Alexanders, hat daraus einen wahren Wallfahrtsort geschaffen und viel dazu beigetragen, das Gedächtnis deutschen Mittelalters, vom Staub der Vergangenheit befreit, zu einem Stück fortlebender Geschichte zu gestalten. Die monumentale Ausgabe der Werke Goethes, die Gründung des Goethe-Archivs in Weimar wären ohne Karl Alexander und die Großherzogin Sophie, die sich ganz in die Traditionen Weimars eingelebt hatte, unverwirklichte schöne Träume geblieben, was ja gerade in Deutschland ein häufiges Vorkommnis ist. Auch als Schirmherr der protestantischen Interessen hat Karl Alexander, die Traditionen seines Hauses während, über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus Liebe gefät und Dankbarkeit geerntet.

So reichem Leben sind auch die bitteren Zuthaten nicht erspart geblieben. Am 20. November 1894 sah er seinen einzigen Sohn, den Erbgroßherzog Karl August, ins Grab sinken, am 23. März 1897 schied die hochherzige Lebensgefährtin, Großherzogin Sophie, von seiner Seite. Nun hat der Tod das edle Fürstenpaar wieder vereint. Im Gedächtnis nicht nur des engeren Kreises der Länder Weimar und Eisenach, sondern des gesamten Deutschlands werden sie fortleben.

—h.

Heinrich Hansjakob.

Aus seinem Leben und Arbeiten.

Von

Albert Pfister.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wilh. Engelberg in Basel (Baden).

(Schluß.)

Ein köstliches Stück Kulturgeschichte knüpft sich an die prächtigen Gestalten, die zusammengefaßt erscheinen unter dem gemeinschaftlichen Namen „Erzbauern“, *) das will sagen: echte Ur- und Oberbauern, Bauernhäuptlinge als Besitzer von Feld, Wiese und Wald, oder solche, die auf edles Erz im Schoß der Erde geschürft haben. Wir lernen märchenhaften Reichtum kennen nebst einer besonderen Art von Vergeudung mit fürstlichen Passionen, die Nachahmung der vornehmen Welt in den Wäldern durch die reichen Bäuerinnen; Niedergang und Armut, alle Wechselfälle des Lebens, wie sie der Holzreichtum und die Erzadern des Schwarzwaldes im Wandel der Jahrhunderte mit sich gebracht. Wir sehen die Bauernkönige, wie sie im stillen Waldthal auf ihrem Eigentum sitzen und mit nicht geringem Selbstbewußtsein aus den mächtigen strohgedeckten Häusern in die Welt schauen, wie sie die Kronenthaler in Körben messen, wie sie ihre „Völker“, Hunderte von Knechten und Mägden, bei der Arbeit anstellen, wie sie ihre Leibgarde unter Gewehr treten und mit Musik aufmarschieren lassen. Tief hinein in all die Herrlichkeit dürfen wir blicken, um zu erfahren, wie das alles nicht standhält, wie der Grobbauer ab dankt und verschwindet unter der Herde der Tagelöhner, wie sein Eigen übergeht an den noch Mächtigeren.

„Dum ist's nicht gut, wenn die Bauern so große Höfe haben, daß sie die Fürsten spielen können. Denn wir haben gesehen, daß die meisten Erz- und Fürstenbauern an ihrer eignen Größe zu Grunde gingen. — Man lebt eben in alleweg sicherer in der Tiefe als auf den Höhen der Menschheit.“

Der Seebenhof am Wildsee besonders habe seinen guten Geist gehabt an dem Seemannle, das im See gewohnt habe, aber nachts emporgetaucht sei, um die Dinge zum Vorteil des Seebenhofbauers vorzurichten. Alles in sparsamer Einfachheit. Da sei plötzlich ein vornehmer Geist in die Seebenhofbauern gefahren; mit Essen und Kleibern habe man groß gethan, auch dem Seemannle gegenüber. Dieses aber habe sich abgewandt, sei ausgeblieben, und mit der Wohlfahrt auf dem Seebenhof sei es vorbei gewesen.

Es sind Eigennissen im guten wie im bösen Sinn, die hier auftreten, herrschende Naturen. Ihr Hauptrepräsentant ist der Bogtsbur, den wir als Andreas I kennen lernen. — Ueberall, wo Gruben auf edle Metalle abgebaut wurden, zieht die Sage von ungehobenen Schätzen immer wieder die Phantasie unternehmungslustiger Menschen nach den Wunderplätzen hin. Der „Benedikt auf dem Bühl“ ist es, den wir in die Geheimnisse der unterirdischen Welt begleiten.

So hat der Erzähler, den Aufzeichnungen von Urkunden folgend, das einzelne Menschenleben, Glanz und Niedergang eines ganzen Standes kulturhistorisch verwertet. Aber auch an idyllischen Einstreuungen fehlt es hier so wenig wie anderswo; wir begleiten „die Holdersbacher Studenten im Schnee auf ihrem Gänsemarsch“ zur Schule und nach Hause, das heißt wir gehen mit den Bauernbuben und -mädchen aus dem Holdersbachthal, die stundenweit, mit Brot und Äpfeln in der Tasche zur Schule wandern und nach „dem Schluß der Vorlesungen“ sich wieder heimwärts trollen.

*) Verlag von H. Bong & Co., Stuttgart.



Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

Gestörtes Liebeswerben. Nach dem Gemälde von Otto Recknagel

Scharf herausgehauen aus dem Leben sind die Gestalten, die uns entgegentreten in dem Buch „Walbleute“ geheißen. Es sind drei Erzählungen.**) In der ersten ist „der Fürst vom Teufelstein“ geschildert, der auf seinen Waldgängen, als Gehilfe des Försters, stets zu pfeifen und zu singen pflegte, um „die Frevler“ vor Ueberraschung zu schützen, der sich eine von wunderbarer Poesie umwobene Walddresidenz geschaffen. — Aus der dritten Erzählung, „Afra“, weht uns wieder das Leid entgegen, das der Liebe folgt. Eine Stimmung wie an düsterem Spätherbsttag liegt über dem Bilde, das eine Heldin zeigt im Ausharren und Dulden.

Zu Weihnachten 1899 ließ Hansjakob eine Sammlung von Tagebuchblättern unter dem Titel „Abendläuten“ erscheinen,***) geschrieben in den Maien- und Herbsttagen 1897 auf der stillen Zuflucht in Hofstetten und im Schapbach. Der Dichter mochte sich vorstellen, es seien hier die letzten Gedanken und Betrachtungen, die er in die Welt hinausgehen lasse, niedergelegt. „Abendläuten“, sagt er, „bedeutet Friede und Ruhe. Mir galt diese Bedeutung heute nicht. Ich war müde, lebensmüde, aber Ruhe fand sich doch keine in meiner Seele. Es mochte darin auf und ab wie wildes Wehen.“

„Ich dachte daran, als wir am Bächlewald hinfuhren, dessen alte Tannen wie unheimliche, dunkle Gespensterriesen zu uns herüberschauten, daß mit dem heutigen Tage das Büchlein schließt, dem ich den Titel „Abendläuten“ gegeben habe und welches das letzte sein soll aus der Heimat. Seit zwanzig Jahren schreibe ich Erinnerungen an die Heimat und aus ihr. Ich hab' viel geschrieben und vieles davon mit meinem Herzblut. Und heute, da ich schriftstellerisch Abschied nehmen will von Land und Leuten im Heimatthal, möchte das Herz mir bluten, wenn ich zurückdenke,

was die Kultur und der Zeitgeist in den fünf- und fünfzig Jahren, in die meine Erinnerungen zurückreichen, zerstört haben im heimatischen Thale an Poesie, an altem, echtem Volkstum, an Volksfitt, an Lebensart und Lebensgenuß.

„Ich habe in meinen Schriften die Menschen der

lieben Kinzigthäler, und darum ward das Herz mir heute so schwer, als die groß' Glock von Hasle Abend läutete. Ich kam mir, da ich in kommende Zeiten schaute, vor wie ein alter Wegweiser, der einsam an weltferner Straße steht und nach einem Ort hinweist, der längst untergegangen ist.“

Die schwermütige Poesie des Italiensers Leopardi scheint den Schwarzwalddichter in seiner Einsamkeit besonders angezogen zu haben. „Es ist grauenhaft schön, zu lesen, wie ein Genie mit gewaltiger Sprache sein Unglück und seine Verbitterung in die Welt stöhnt.“

Frechheit und Lüge werden
Stets herrschen nebst der Mittelmäßigkeit,
Und obenauf sein Herrschaft und Gewalt. —

Stets wird der Gute trauern, stets der Bicht,
Der Schuft frohlocken. Erd' und Himmel
werden

In Waffen immer gegen hohe Seelen
Verschworen sein.

Aber neben der Welt- und Menschenverachtung erscheint bei Hansjakob überall als sein eigentliches innerstes Wesen die wärmste Liebe für das Menschentum, für das Volk, das heißt für die Bauern, für die Einfältigen, für die Schwachen, für die Kleinen, für die Altmodischen, für die Bedrohten. Er ist der Dichter für „das Volk von Gottes Gnaden“, der Dichter für die armen Leute, wie es vor ihm Dickens (Boz) gewesen ist, in gewissem Sinn auch Schiller.

Der Moosbur hat allen Grund, unfrem Dichter dankbar zu sein. Er holt ihn deshalb im Wagen ab, um ihm sein Gut zu zeigen, den Schwarzenbruch auf rings von Hochwald umrahmter Höhe. „Hunderte von waldigen Kuppen schauten herauf. Ich dachte: Mögen die Morgen- und Südländer sich freuen ihrer winzigen Palmenwälder und stolz sein auf sie. Ihre Freude und ihr Stolz müßten klein werden, wenn sie einmal vom Schwarzenbruch aus die Tannenberge des Schwarzwaldes sähen, und sie würden



Hauptstraße in Haslach.

guten alten Zeit und ihre gemüthvolle Ursprünglichkeit festzuhalten gesucht. Ich habe, was heute noch an Poesie und Gemüt, an Sitte und Glaube im Volk des Kinzigthales lebt, geschildert. Wer aber nach hundert Jahren meine Erzählungen und Schilderungen liest wird meinen, er lese Märchen aus einer vor tausend Jahren schon gestorbenen Menschenwelt. — Und darum blide ich beim Abschied so trübe in die Zukunft meiner

**) Verlag von A. Bonz & Co., Stuttgart.



Gesamtansicht von Haslach im Kinzigthal.

begeistert ausrufen; „Allah ist groß, aber am größten auf dem Schwarzwald!“

Die allermeisten der aufgeführten Erzählungen gehören zu jenen, bei welchen der Leser, wenn er sich in das Buch hineingelegt hat, mit vorausspürendem Finger zu fühlen und zu rechnen sucht, ob noch viele Blätter zum Lesen vorhanden sind, ob man noch lange mit dem Erzähler auf demselben Wege gehen darf, oder ob man bald Abschied von ihm nehmen muß. Ja, gegen manches hat sich heftiger Widerspruch in der

Zeit. Auge und Herz hat er dafür wie kein einziger vor ihm.

Wir wissen, wie die Vitteraten vordem in die Anzüge von Kleinbürgern und Bauern sich selbst oder verwandte Naturen gesteckt haben. Solcher Maskerade entstammten dann jene Theater-, Vitteratur- und Bühnenbauern, mit denen man uns jahrzehntelang weich gemacht hat; blasse Aquarelle, die man für eine Bildergalerie ausgab. Heute sind wir ohnehin wahrer, realistischer geworden. Und im Zeichnen der Leute, die dort oben auf dem Schwarzwald wohnen, übertrug Hansjakob alle Darsteller von Auerbach bis Jensen einfach deshalb, weil die Geschilderten Fleisch von seinem Fleische sind, weil er sich nicht erst in sie hineinzuversetzen muß, sondern von Kindheit an mit ihnen gefühlt und gelebt, sich gefreut und gelitten hat.

Ganz verfehlt würde es demnach sein, unsern Hansjakob im Rahmen irgend einer „Schule“ unterbringen zu wollen. Er ist Originalmensch ohne schriftstellerische Regel. Und gerade darin liegt der Zauber, der zu ihm hinzieht, wenn er so im Mitteilen, im Plaudern schwelgt, wenn er bald in geschlossenen Bildern,



Blick auf Kirche und Pfarrhaus in Haslach.

geregt, und doch hast du leidenschaftlich gern immer fort und fort gelesen.

Die Offenherzigkeit reizte und der Mut. Und das bringt auf die Frage: Worin liegt eigentlich der Zauber von Hansjakobs Erzählungen, von seiner Art der Darstellung? — Die Wahrheit ist es, die aus seinen Gestalten spricht, der Tau von Jugendfrische, der auf ihnen ruht, die Betonung des Reimenschlichen auch in den bescheidensten Verhältnissen. Und darin liegt ein wahrhaft homerischer Zug.

Es ist ganz eigentümlich, daß diesem Dichter- und Kinderherzen, dieser offenen und naiven Natur eigentlich keine reine Erfindungsgabe innewohnt. Hansjakob hat das seltene Glück, daß diese Gabe bei ihm ersetzt wird durch eine natürliche Findkraft, die aus dem Unbedeutendsten, Kleinsten der wirklichen Welt eine Gedankenreihe ableitet, die auf das Hohe, das Ewige, das Ideale hinzielt. So erweist sich Hansjakob als der derbe Realist, der ansieht, was ihm begegnet, der es von allen Seiten betrachtet und ihm seine Stelle anweist für die Welt der Gedanken und Ideale. Dabei überfiehet er nichts; auch das Niedrigste ist ihm groß und göttlich, wert, betrachtet und hochgehalten zu werden.

Lauter fließt ihm der Strom der Dichtung vom Herzen; er entspringt unmittelbarer Anschauung, und der Erdgeruch weht ihm sicher zu leiten. In dem Buch „Abendbläuten“ sagt Hansjakob, Napoleon I. habe sich gerührt, er würde den Boden seiner Heimat und seiner Jugendzeit jederzeit am Geruch wiedererkennen, selbst wenn er nichts von ihm sehen könnte. „So geht es mir, wenn ich ins Rinzigtal komme, und darum rieche ich selbst durch Nebel und Regen hindurch den heimatischen Boden und die Jugendjahre. Und das ist Grund genug, froh zu sein, selbst bei Regenwetter.“

Was für sich selbst gern stehen will, was ledig, unabhängig, was kanti, was originell ist, das zieht unsern Dichter an. Er formt es und greift dabei zu als ganzer Mann mit lecker Selbstständigkeit, und doch formt er es mit zarter Hand und frommem Sinn. Wie alles an Hansjakob unmittelbar ist und nie gesucht, seine Beobachtung, seine Findkraft, so ist es auch die Lust, Dinge und Personen aus der Heimat zu betrachten.

Heimatkunst hat man mit einer nicht ganz deckenden Bezeichnung die Richtung des deutschen Schrifttums genannt, welche dem sich breit machenden Naturalismus und dem damit verbundenen geistigen Internationalismus eine Absage zugeschiedt hat. Als besondere Aufgabe sei es zu betrachten, daß man dem modernen Menschen die Heimat wieder gebe, daß man das Heimatgefühl, die Mutter alles echten Nationalgefühls, stärke.

Damit ist nichts Neues entdeckt, sondern nur zu dem guten Aelteren zurückgekehrt. Wo die andern als die Suchenden erscheinen, da ist Hansjakob gerade in seinem wahren Element, in der angeborenen Natürlich-

keits in Spanien und Schnitzeln, da- und dorthin überspringend, aber immer weich und voll, Volkstum und Geschichte in meisterhafter Weise mengt und dabei zugleich in behagliche Stimmung versetzt.

Ein berufener Kritiker sagt: „In diesem Dichter ist nichts von Mache, von Sensation, von Kofferletterie, von Frivolität oder gar von Servilismus. Er ist eine grundehrliche Haut, tüchtig und gesund bis ins Mark. Er ist auch ein deutscher Mann; weltverklärender Humor bricht aus dem warmen Herzen dieses redlichen Volksmannes hervor. Scharfgeschnittene Charakterköpfe aus dem niederen Volk giebt uns der Dichter, der selbst ein Sohn des Volkes ist.“

Mancherlei Anklagen hat man auch gegen unsern Schwarzwaldsdichter gerichtet: sein Talent passe mehr für die episodisch auftretende, Nebenwege offen haltende Erzählung; bei seiner Gegnerschaft gegen die sich ausbreitende Industrie und die verfeinernde Kultur schütte er das Kind mit dem Bade aus; allzu stark pflege er seine demokratische Gesinnung zu betonen; seine Feindschaft gegen die „Wibervölker“ sei unnatürlich und wirke bei der häufigen Wiederholung aufdringlich.

Oben haben wir gesehen, wie die geschlossene, einheitlich aufgebaute Kunstform, schon bei gelehrten Arbeiten erprobt, auch für den Roman und die Novelle ihm nicht fremd ist. Oft hat er mit seiner schlichten Absichtslosigkeit, mit der psychologischen und geschichtlichen Treue an B. Goltz, an Steud, an Immermanns „Oberhof“ erinnert. Aber freilich, immer ist er wieder mit Vorliebe zum Plauderton des Erzählers zurückgekehrt.

„Durchs ganze Mittelalter“, sagt Hansjakob, „ging das Sprichwort, das heute vergessen wird: Bauern machen Fürsten. In unserer Zeit kann man sagen: Fabrikanten machen Millionäre und Revolutionäre.“ — „Das weiß ich sicher, wenn's noch lange so fortgeht mit unser Industriekritikerei und den jetzigen Anschauungen der Nationalökonomie, dann kann man auch, wie über den letzten Mohikaner einen Roman schreiben mit dem Titel: „Der letzte deutsche Bauer.“

Nicht eigentlich gegen Kultur und Industrie an sich wendet sich Hansjakob, sondern gegen die mit dem Eindringen der sogenannten Kultur gewedte Begehrlichkeit. Hansjakobs Gestalten gehören deshalb leider zum Teil zu den aussterbenden Menschen. Die alte Gattung Mensch scheint ihm bedroht von der alles einblendenden, nichts verschonenden Kulturwölfe.

Wenn Verurteilung jeder Art von Servilität und jeglicher Anwendung von Byzantinismus als Kennzeichen demokratischer Gesinnung aufzufassen ist, dann mag Hansjakob für einen Demokraten gelten. Nachdem er sich als solchen längst bekannt hat, wäre es wohl gut, wenn er nicht so oft darauf zurückkommen wollte. Jedenfalls ist er ein Demokrat, der bei unbändigem Freiheitsdrang bekennt (im „Abendbläuten“): „Ich bin ein Freund des Deutschen Reichs, seiner Macht und seiner Einheit.“ Und dem fügt er hinzu:

„Es gehört zu einem richtigen Demokraten auch ein Stück vom Aristokraten, und ein rechter Demokrat ist ein solcher eigentlich auch deshalb, weil er aristokratisch fühlt und sich für zu gut hält, um zu webeln und den Servilen zu spielen.“

Das ist ein Aristokrat, wie er sein muß. Und so ist er auch ein Feind jeder Vobhuderei. „Mich bringen“, sagt er, „solche Dinge in eigenartige Verlegenheit, wie eine alte runzelige Dame, der man von ihrer Jugendfülle und Schönheit spricht. Ich bin wahrlich und leider kein demütiger Mensch und leide, wie alle Menschen, an Größenwahn; aber mein Hochmut zeigt sich mehr in einer gewissen Unbotmäßigkeit nach oben und in der Selbstständigkeit meines Denkens und Redens, und das, was man Ovationen nennt, hasse ich in der Seele, und lieber sagt mir einer mein ganzes Sündenregister als eine Lobrede.“

Seine aufrichtigste, ehrlichste Feindschaft aber widmet Hansjakob dem Treiben und Wesen der Bureaukratie: „Wahrlich, der schrecklichste aller Schrecken und die Quintessenz aller Borniertheit ist der Bureaukratismus, sei er nun geistlicher oder weltlicher Art. Er ist der Herr und Vater aller Knechtseelen, der Tod alles wahren Lebens, der Untergang des Volkswohls in jeder Hinsicht, der Senker aller Poesie und der Fluch aller Institutionen, die unter seinem Zeichen stehen.“

Der geschworenen Feindschaft gegen den Bureaukratismus geistlicher Art ist wohl auch die Gereiztheit zuzuschreiben, mit der sich Hansjakob gegen einzelne geistliche Erlasse wendet, welche Lebensgewohnheiten oder Sprache des Volkes mit Polizeigesetzen anzugreifen wagen. — Seinem echt christlichen Geist entspricht auch eine weitgehende Toleranz gegen andres Glauben und andres Denken. Überliefertes Kirchentum, von der Kirche beherrschtes Volksleben, das ist es freilich, was er durch seine Schriften den Gleichgültigen, den Nichtwissenden und Verächtern verständlich und wert zu machen sucht. Aber er thut das nicht in der Weise spanischer Eiferer, nicht in der Art, die an Maria Theresia und Jnsbruck erinnert, sondern mehr in dem Geiste, welcher die leider vergangenen Zeiten von Sailer-Heggelin und Christoph Schmid widerspiegelt.

Auf Hansjakobs Meinung über die „Wibervölker“, über die Welt der Frau und über die Frau selbst müssen wir näher eingehen; denn hier scheint eine wirkliche Verirrung des Kopfes und des Herzens vorzuliegen. Einiges Licht auf die Art der Gegnerschaft wird durch den Meinungsaustausch geworfen, den Hansjakob mit einer Dame aus Augsburg pflegte.

Es hatten sich in Augsburg Damen zusammengethan, um für notleidende russische Juden und deren Kinder zu sammeln. Zu dem Ende sollten Autographe erbeten werden behufs Verkauf. Auch Hansjakob erhielt eine dahin zielende Aufforderung. Nicht wenig verblüfft aber war die Schreiberin aus dem Damenkomitee, als sie seine Antwort in Händen hielt:

„Verehrte Dame!

Ich komme erst heute dazu, Ihre Verse vom 9. dieses Monats zu beantworten. Ich bin ausgesprochen Antisemit und der Ansicht, daß unsre Juden, die Geld in Hülle und Fülle haben, ihre russischen Brüder selbst unterstützen sollen. Zudem bekämen Sie für eine Selbstschrift von mir nicht so viel, um einem russischen Widelkind jüdischer Abkunft auch nur eine Maß Milch kaufen zu können. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß die Augsburger Herren und Damen so übertrieben sentimental sind, um für russische Juden zu sammeln, während es bayrische Christen genug giebt, die diesen Winter über Hunger leiden. Ihre Judengeschichte hat offenbar nur den Zweck, zu meiner Selbstschrift zu kommen, und die soll Ihnen werden, weil Sie Ihren Namen unter die Verse gesetzt und nicht, wie so viele Ihres Geschlechts schon, anonym an mich geschrieben haben. Ihre Versekunst bewundere ich, kann sie Ihnen aber nur verzeihen, wenn Sie in der Hochkunst ebenso erfahren und gewandt sind. Es erscheint dieser Tage eine neue Schrift von mir mit dem Titel: „Schneeballen“. Ich habe aber noch keine Exemplare zur Hand, sonst würde ich Ihnen eines für Ihr Kränzchen beilegen. Mich Ihnen und den übrigen weiblichen Ebenbildern Gottes empfehlend, Ihr ergebenster Hansjakob, Pfarrer in Freiburg.“

Fräulein B., die Schreiberin, setzte sich, nicht im mindesten entmutigt, sofort an den Schreibtisch und ließ diese Verse nach Freiburg abgehen:

„Wer schreibt über die Pfähle weiß und blau?
Es ist Hansjakob, ich weiß es genau;
Er schreibt nicht milde, er schreibt nicht warm,
Ein Christ ist er, — daß Gott erbarm!“

Hansjakob, ich berge so bang mein Gesicht,
Ich sehe die christliche Liebe nicht,
Die christliche Liebe, die ihr so preist —
Du schreibst, daß es mir das Herz zerreißt.

Kennst du es denn nicht, des Herrn Gebot:
Erbarmen für jedes Nächsten Not?

Wo diese so groß, so erschütternd ist,
Wie kannst du noch fragen, ob Jud' oder Christ?

Hansjakob, da bin ich viel höher gestimmt,
Und war doch ein jüdisches Wackelkind;
Hier ist nicht ein christlicher Armenverein,
In den ich nicht werf' eine Gabe hinein.

Deine Selbstschrift, sie ist uns dennoch wert,
Der Seltenheit halber wird sie begehrt,
Du kommst in unsre Sammlung hinein
Und soll's als Antisemite sein!

Die Feder hast du sehr geistreich geführt,
Deine Frage, sie hat mich sehr amüsiert,
Denn wahrlich, so tief getränkt ich bin,
Für Witz und Humor hab' ich dennoch Sinn.

Es gäbe schon längst keine „Juden“ mehr,
Wenn der Christ nicht so gar unchristlich wär'.

Darauf antwortete Hansjakob:

„Verehrliches Fräulein!

Ich habe vor allen Leuten Respekt, die mir tüchtig
die Meinung sagen, und das haben Sie ebenso scharf
wie geistreich besorgt. Wenn Sie aber bedenken, daß
ein jüdischer Banquier à la Rothschild in Wien, Paris
oder London allein im Stande wäre, den armen ruf-
fischen Juden zu helfen, so dürfen Sie es begreifen,
warum ich es nicht für nötig halte, daß wir armen
Christen es thun. Wenn übrigens alle ehemaligen
jüdischen Wackelkinder so christlich wären wie Sie, so
gäbe es keine Antisemiten. Aber das wünsche ich nicht,
daß alle weiblichen Wesen so geistreich wären wie Sie,
sonst müßten wir Schriftsteller betteln gehen. In auf-
richtigem Respekt Dr. Hansjakob, Pfarrer.“

Als Antwort kam folgende Erwiderung aus Augs-
burg:

„So, das war immerhin etwas Neue,
Du hast zwar hinten noch wackeren Topf,
Und bleibst beim Irrtum, irrst aufs Neue;
Doch wirfst du nicht alles in einen Topf.“

O, fühltest du Neue, ganze, echte,
Die frei und offen zur Schuld sich bekennt —
Versöhnt reich' ich dir meine Rechte,
Der Fieberkrieg wär' für immer zu End'!

Und wär' für meine Stammesbrüder
Im Vorurteil nicht befangen dein Blick,
So nimm' von Herzen gern ich wieder
Auch mein geharnischt Truggedicht zurück.

Zum Lebewohl der letzten Zeile,
Für mehr gebracht es mir an Ruh' und Zeit.
Und willst du wissen, warum ich eile:
Wir haben eine Riesenwäsche heut'!

Kurz darauf erhielt Fräulein B. Hansjakobs neuestes
Wert mit der Widmung:

„Der schneidigen Dame, welche die besten Verse
macht, die ich je von einem weiblichen Wesen gelesen,
und dabei noch die Wäsche besorgt. Mit Hochachtung
Hansjakob, Pfarrer.“

Nun machte Fräulein B. den Schluß so:

„Mach auf, Hansjakob, ich bin da
Und klopf' an deine Thür!
Ich höre dich? Ein bißchen? Ja!
Ach, dann verzeihe mir!“

Ich bringe meinen wärmsten Dank,
Und das ist wahrlich wenig;
Wer solche Perlen spenden kann,
Ist reicher als ein König.

Dein geistreich Schaffen wärzte mir
Schon manche schöne Stunde,
Der biedereren Sprache lauschten wir
In fröhlich trauter Runde.

Ich hätte diesen letzten Gruß
Zu Prosa gern verrichtet;
Ertastst du wohl, warum ich dich
Noch einmal angedichtet?

Frau Poesie so lobesam
Hast Dame Etikette;
Mit dir das liebgewohnte Du —
Das fand ich gar zu nette.“

Es ist nicht Unkenntnis der weiblichen Seele, noch
viel weniger Unterschätzung, was den Dichter Hans-
jakob zu einem Streiter gegen Ausschreitungen, Be-
gehrlichkeiten und Anmaßungen macht. Wer die
Magdalene im „Vogt auf Mühlstein“, wer die Asra
geschildert, wer eine Herzeleid mit seiner Dichtung ver-
flucht und den versöhnenden Schluß gefunden hat, der
muß einen hohen Begriff von dem Heldensinn, von
der Selbstverleugnung und Größe des Frauenherzens
haben.

Hansjakob war in der Heilanstalt Illenau zu An-
fang des Jahres 1894 eben heimisch geworden und
einigermassen erkrankt. Da besuchte ihn seine Schwester
Philippine, die Vorsteherin seines Hauswesens, „so
unverändert, als ob ich im Bade wäre. Sie hat sich
in dieser Zeit von Anfang an starkmütig gezeigt. In
schweren Stunden sind die Frauen in der
Regel stärker und vernünftiger als die
Männer. Das Christentum allein aber hat die Frau
dazu befähigt, und alles, was die Religion Jesu
Christi an Geduld, Starkmut, Hingebung, Treue an

seinem Gefühl und Takt in die Welt gebracht hat, ist
niedergelegt im Herzen des religiösen Weibes. Unstre-
Zeit und ihre Erziehung giebt sich alle Mühe, das
Weib zu entchristlichen und ihm eine „klassische“ Bil-
dung zu geben. Die Folgen davon sind religionslose
Frauen und damit der Untergang der Religion in der
Familie und der Sittlichkeit in der Gesellschaft, welche
zurückfallen wird ins Heidentum mit all der Schmach
und all der Entwürdigung, die das Weib im alten
Heidentum erduldet. Religionslose Frauen sind darum
ein Unglück für Familie und Nation und ein Unglück
für ihr eignes Geschlecht; — sie sind ihres Geschlechtes
größte Feinde.“

Der übermodernen, der emanzipationsfrüchtigen Frau
gibt Hansjakobs aufrichtige Feindschaft. Aus den Tagen
der Größe des Römervolkes stamme der Grabstein einer
Frau, erzählt er im „Abendläuten“, ein Grabstein, der
in unserer Zeit ausgegraben worden sei. „Auf ihm
steht also geschrieben: Hier liegt Anymone, die Frau
des Markus. Sie war gut und schön, eine fleißige
Spinnerin, fromm, züchtig, häuslich und sparsam.“

Wenn man heute einer „besseren Kulturdame“ den
Reichenstein ehrlich beschreiben wollte, so müßte es heißen:
Hier liegt Villi, die Gattin eines dummen Mannes.
Sie war weder schön noch gut, eine fleißige Rad-
fahrerin, ein Freigeist, möglichst viel außer dem Hause
und hat für Puh und Vergnügen ausgegeben, was ihr
in die Finger kam.“

Auch ehrliche Bewunderer der Frauen räsonnieren
ja, wenn sie hinter den schleppenden, den Gehsteig
fegenden, staubaufwirbelnden Kleidern marschieren
müssen; sie schimpfen und sind froh, wenn sie mit
solchen Damen zusammentreffen, die mit jener eigen-
artigen Handhaltung bemüht sind, die Kleider etwas
hoch zu halten; ja, sie räsonnieren, ohne gerade so ex-
plosiver Natur zu sein.

Wer von der Frauenwelt nicht ganz versöhnt sein
sollte, der lese in Hansjakobs neuester Schrift „In der
Karthause“ Aussprüche wie die folgenden: „Die Männer
sind, wie ich schon oft gesagt, eben die geborenen Egoisten,
und was dem lieben Ich irgendwie im Wege steht, das
ist unbeliebt und muß weichen, selbst wenn's die kranke
Frau wäre. — Hier haben wir einen jener Punkte,
in denen die Frauenwelt die Männer himmel-
weit übertrifft, weil ihre Liebe ehrlicher, auf-
richtiger, tiefer und tausendmal opferfähiger ist als
die der Männer.“ — „Wahrlich, die Weibervölker sind
doch bisweilen die besseren Menschen!“ — „Gelobt
habe ich mir im Innersten meiner Seele, nie mehr
etwas gegen die Weibervölker zu sagen oder zu schreiben.“

Es ist oben gesagt worden, wie Hansjakob seine
Schrift „Abendläuten“ als die letzte bezeichnete, welche
der geliebten Heimat und den Anwohnern des Kinzig-
thales gewidmet ist. Ein neues Buch von
ihm ist zu Weih-
nachten 1900 erschie-
nen“) unter dem
Titel: „In der
Karthause“.

Das Buch ist dem
Oberbürgermeister
Dr. Winterer in
Freiburg gewidmet
aus Dankbarkeit da-
für, daß er dem Ver-
fasser einen stillen
Platz in der Kar-
thause eingeräumt
hat. Das ging so
zu. Ein Vorgänger
des heutigen Bürger-
meisters, ein Vor-
gänger, der im vier-
zehnten Jahrhundert
regierte, rief von
Basel her die Kar-
thäuser in die Stadt,
um sich, wo sie woll-
ten, eine Heimat zu
bauen. In der Wald-
einsamkeit oberhalb
der Stadt wählten sie ihren Sitz. So entstand die
Karthause, zu der Hansjakob während seiner Studenten-
zeit oft hinauffah wie zu einem verwunschenen Wald-
schloß. Mannigfach waren die Schicksale der Karthause,
ihrer Wälder und Güter. Ende des achtzehnten Jahr-
hunderts kam sie in Privatbesitz. Neuerdings erwarb
die Stadt Freiburg das Anwesen und machte daraus
ein Heim für ihre Armen. Was er suchte, fand Hans-
jakob hier: Ruhe, Einsamkeit, schöne Natur und gute
Luft. Ein Altersheim wollte er hier für sich gründen.
So gingen durch Mietvertrag ein paar Zimmer auf
ihn über; „so wurde ich Karthäuser“.

Kurze Spaziergänge führten den neuen Karthäuser
in den nahen Wald, oder begnügte er sich, im Kreise

der Armenhäuser sich in die Sonne zu setzen und
ihren Erzählungen zuzuhören. „Wenn die Karthause
ein Kurort oder eine Pension für bessere Leute und
bessere Stände wäre, würde ich mich nie um eine Klausur
hier oben bemüht haben und nicht gegen gute Bezahl-
ung hier eingezogen sein. Die armen und alten
Menschenkinder, die jetzt hier wohnen, sind stille, fried-
liche Nachbarn, die mich noch keine Sekunde gestört
oder geärgert haben und durch ihre Breden mir täglich
die Hinfälligkeit unsers Menschseins predigen.“

Ein Teil des Buches ist ähnlich wie „Abendläuten“
der Abwehr gewidmet. Es gilt der Abwehr von
Eingriffen, die als Kränkungen der amtlichen Stel-
lung empfunden werden; aber auch der Abwehr von
solchen Eingriffen in das Heiligtum des Menschenlebens,
die von dem einseitigen Betrieb der Naturwissenschaften
und des Fortschritts in der Industrie herrühren. Die
allzu hoch eingeschätzten Naturwissenschaften seien es,
welche dem herzlosen, brutalen, stolzen Mammon an
seinem Triumphwagen, den er eben durch die Welt
führt, den stärksten Vorspann leisten. Sie haben, diese
hochgerühmten Wissenschaften, nicht bloß Gott aus der
Natur verbannt, sie treiben auch die Poesie aus ihr
fort und aus den Herzen der Menschen jeden idealen
Zug, selbst die Liebe zur Heimat.“

Und wenn er die Armenhäuser von ihrem Lebens-
gang erzählen läßt, so ist der Schwarzwaldsdichter
wieder da angekommen, von wo er vor zwanzig Jahren
ausgegangen: die Schicksale auch des unbedeutendsten
Menschen weiß er zu überliefern und mit dem Blicke
seiner Poesie zu verklären. Das Wohlthundersie von
allem aber ist ihm hier oben das Alleinsein; „dieses
Alleinseins Seligkeit aber ruht in dem Menschsein.“

Es ist wahr, ziemlich mühsam hat sich in der
letzten Zeit das Erdenwandern Hansjakobs ge-
staltet. „Aus meinen kranken Tagen habe ich noch das
mitgenommen, daß mir der Tod lieb ist, wann immer
er kommt, ob heute oder morgen oder übers Jahr.“

— In seinem Paradies in Hofstetten hört er von vier
Uhr des Morgens an das Dengeln (Schärfen) der
Senfen, mit denen die Mäher nun hinausgehen wollen,
um Gras und Blumen abzumähen. „Es will Sommer
werden, der Frühling ist vorüber. Ich stehe im Herbst,
und der große Mäher dengelt seine Senfe auch schon,
mit der er mein Leben zum Tode niederlegt. Ich ver-
nehme sein Dengeln fast täglich, aber es erschreckt mich
nicht. Ja, ich sage: Dengle, dengle nur zu — dengle
zur ewigen Ruh'!“ — „Ja, es ist viel wert, von diesem
Leben nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben.
Drum ist der Tod, als solcher angesehen, ein Heil-
mittel, und die alten Heiden meinten, er sei eine Gabe
der Götter.“

Hansjakobs Sterbefertigkeit erinnert an das.



Gailentbrücke im Hochsch.

was Seneca wunderbar schön sagt: „Was ist das Herr-
lichste? Eine Seele, bei allem Unglück stark und ge-
faßt. — Was ist das Herrlichste? Nicht ins Herz
kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben
reine Hände. — Was ist das Herrlichste im Menschen-
leben? Jeden Augenblick zum Sterben bereit sein.
Das macht frei. Frei aber ist, wer nicht ein Sklave
von sich selbst bleibt.“ — „Ich werde sterben! Damit
sagst du: ich werde aufhören, sterblich zu sein.“ —

Man sagt, Hansjakob habe die Absicht, an der
Stelle, da seine Strohütte auf der Brand bei Hof-
stetten steht, eine Kapelle zu errichten, welche seine
Grabstätte umschließen soll. So denkt er, demaleinst
in einer Seitennische seines lieben Kinzigthales zu
ruhen und im Tode noch über die Stätten seiner
Jugendzeit hinzublicken. Demaleinst! — Indessen

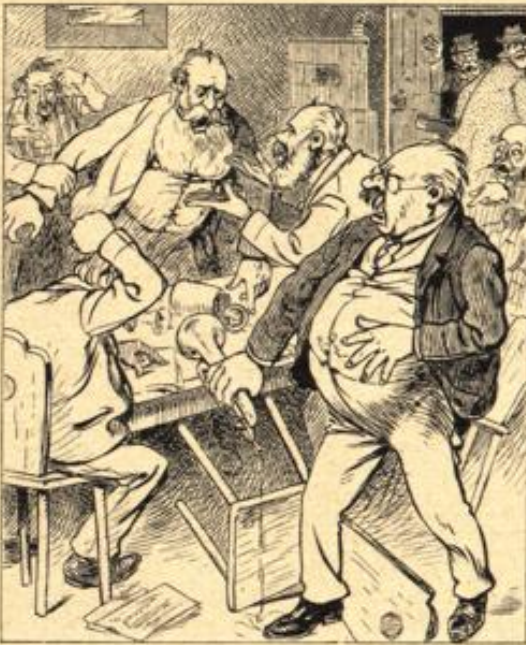
“) Verlag von Wenz & Co., Stuttgart.



Der Hamburger Segelschiffhafen im Eise. Nach photographischen Aufnahmen von John Thiele in Hamburg.

Die Nacht der Töne.

Originalzeichnungen mit Text von Edwin Heine.



Die aus Beamten und Bürgern bestehende Privatmusik „Die Gemüthlichen“ ist bei Besprechung der „chinesischen Wieren“ infolge sehr starker Meinungsverschiedenheiten aus dem Heim gegangen.



Privater Wimmerer, Mitglied und Trompeter bei dem „verflochtenen“ Orchester, setzt seine musikalischen Übungen aber fort. Er begiebt sich eines Tages auf eine das Städtchen beherrschende Anhöhe. Sein flugendes: „Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ findet viele Hörer im Thal.



Auch das frühere Mitglied des Vereins, Amtsrath Straßmih, hört die bekannten Töne. Sein Horn unter den Arm packen und zu Wimmerer hinaufrennen ist eins. Sie blasen jetzt zusammen das schöne Lied: „Jetzt gang' i ans Brünnele.“



Oberlehrer Spinnler, ein eifriger Musiker, hat ebenfalls schlenkig seinen Violinflügel genommen und ist zu den früheren Freunden geeilt. Sie spielen nun ein Terzett: „Lang, lang ist's her.“



Als sie geendet, tönt ihnen das Lied „Im tiefen Keller sit' ich hier“ entgegen. Spenglermeister Fleischschmid ist mit seiner Posaune hinzugekommen. In freudiger Ueberraschung wird er willkommen geheißen.



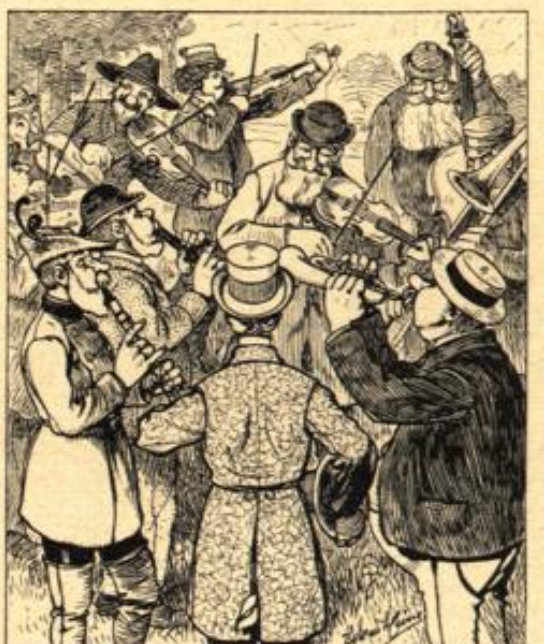
Während das Quartett zum Vortrag eines weiteren Stückes ansetzt, werden sie durch die vollendete Wiedergabe des „Aufrichtens“ aus „Teufel“ überrascht. Die früheren Mitglieder Förster, Rehbein und Apotheker Pillerer sind die beiden herbeigeeilten Künstler.



Und nun kommen sie alle mit beschleunigten Schritten, die zweiten Violinen und Bratschen, damit das schon längst gefühlte Bedürfnis zur Neugründung des Orchesters sich verwirklichen möge.



Der alte Tierarzt Ochsel mit seinem schweren Kontrabaß, welcher nicht so schnell vorwärts kann, giebt sein Kommen von Zeit zu Zeit durch ein paar kräftig gekrümmte „Brummer“ kund.



So ist, was durch die leidige Politik getrennt, durch die Nacht der Töne wieder vereinigt worden. Um ihren „gerührten“ Gefühlen Ausdruck zu geben, spielen sie, nun wieder vollzählig vereint, den herrlichen Choral: „Nun danket alle Gott!“

bleibt der Dichter zur Freude des gesamten deutschen Volkes rüstig bei seiner Aufgabe, wenn er wieder und wieder mahnt, dem stets höher sich entfaltenden Kulturleben männliche Tugenden zu erhalten, das Gute und Alte nicht einestufen und abschleifen zu lassen; wenn er nicht müde wird, uns in duftumwobenen Bildern vom Aufsteigen, Kämpfen und Dulden, vom Obliegen und Jubilieren der Menschenseele zu erzählen.

Man pflegt sich, wenn man eine Reihe von Bildern von einem und demselben Maler überblickt, zu fragen: Mit welchem andern Maler hat diese Darstellungsweise wohl am meisten Ähnlichkeit? So auch bei einem Geschichtenerzähler, so auch bei unserm Schwarzwald-dichter: Welchem von den andern, von den früheren Erzählern nähert sich Hansjakob am meisten mit seiner Manier und seiner Weltanschauung? Ist er mit Auerbach oder Rosegger zu vergleichen? Macht ihn schmerzgeborener Humor zu einem Verwandten von Frh. Reuter? Geht er nicht in vielem denselben Weg wie Jeremias Gotthelf? Wenn das nicht, so hat er doch manches mit Erdmann-Chatrian gemein. Der zeichnet uns in seiner „Geschichte eines Bauern“ auch so eine urbeagliche Stube in den „drei Tauen“ im lothringischen Dorfe der Paraden bei Pfalzburg; dort sitzt der selbstbewußte Schmied und Gastwirt Hans Verour, dort verkehrt der Pfarrer Christoph und jener hugenottische Hausierer. — Mag sein, daß Ähnlichkeiten, zusammenklingende Töne, verwandte Farben sich herausfinden lassen; aber bald ist es mit dem Vergleichen, mit dem Zusammengehen auf einem und demselben Wege vorbei; so eigenartig wie Hansjakob führt keiner den Pinsel, so unbeirrt zieht keiner hin auf selbstgewählter Bahn; mit keinem braucht er zu teilen, von keinem zu entlehnen; er ist, um mit einem seiner Kritiker (Kud. Schäfer) zu sprechen: Ein Eigener, ein Ganzer!

Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

Rechtsanwalt A. Käppel.

Die Bürgschaft.

Er ist wieder einmal arg in der Klemme, der Baumeister Wolf. Seit zwei Jahren hat er sich im Städtchen niedergelassen, nachdem er nach guter alter Vaterweise in der Fremde draußen auf jahrelanger „Wandererschaft“ etwas Nützliches gelernt und zuletzt in der Residenz bei einem vielbeschäftigten Meister Palier gewesen ist. In die Heimat zurückgekehrt, hat er das Geschäft des alten Vaters übernommen, der bald darauf das Zeitliche segnet hat. Das Geschäft geht nicht glänzend: Die Bauhätigkeit ist keine so rege an dem kleinen Ort — an Konkurrenz fehlt es auch nicht — immerhin nährt es doch leidlich seinen Mann. Aber ohne Sorgen geht es dabei freilich nicht ab. Die Kunden sind oft recht säumig und lassen lange warten aufs Zahlen; die eignen Arbeitsleute aber wollen jede Woche ihren Lohn haben, auch die Lieferanten sind pünktlich zu bezahlen. Wechsel müssen zur Verfallzeit eingelöst werden, soll man nicht eine freundliche Einladung zu Gericht erhalten. Da ist denn oft guter Rat teuer. In solcher nicht beneidenswerter Lage befindet sich der wackere Baumeister gerade augenblicklich. In wenigen Tagen ist ein Wechsel über tausend Mark für eine Ziegeleinlieferung fällig. Womit aber den Wechsel einlösen, wenn man selbst von den Leuten nicht bezahlt wird? Wolf hat in der letzten Zeit zwar erst eine größere Bauarbeit beendet, aber noch keinen Pfennig dafür erhalten. Im Gegenteil: der betreffende Kunde hat alle möglichen Beanstandungen erhoben und, so ungerechtfertigt diese auch sind, er muß sich nun eben um sein sauer Verdientes bei Gericht abstreiten. Wer weiß, wie lange der Prozeß dauern wird! Bargeld aber ist zurzeit recht knapp bei dem Armen. Womit also soll jener Wechsel eingelöst werden?

Er weiß sich keinen andern Rat, als seinen Gläubiger, den Ziegeleibesitzer Frank, um Prolongierung des Wechsels auf ein halbes Jahr zu ersuchen. Bis dorthin würde sein Prozeß sicherlich beendet sein, abgesehen davon, daß er in der Zwischenzeit doch wohl auch wieder auf anderweitige Vermittel würde rechnen dürfen. Der Ziegeleibesitzer will zuerst nicht recht darauf eingehen. Erst als ihm Wolf in Aussicht stellt, ein guter Freund von ihm, der Klempnermeister Müller, werde für die Schuld Bürgschaft leisten, will er sich zu der erbetenen Prolongierung herbeilassen. Aber nur unter der Bedingung will er dies thun, daß die Bürgschaftserklärung sofort und schriftlich erfolge.

Noch am selben Tage überbringt ihm Wolf die schriftliche Erklärung Müllers, daß dieser bis zum Verfall des auf ein halbes Jahr zu prolongierenden Wechsels für die Schuld Bürgschaft leiste.

Soweit wäre also alles gut. Wolfs Prozeß nimmt ebenfalls einen günstigen Verlauf, die Einwendungen der Gegenpartei stellen sich als vollkommen unbegründet heraus, so daß diese zur Zahlung der ganzen eingeklagten Summe zu zweitausend Mark verurteilt wird.

Der Prozeß wäre also gewonnen. Aber damit besitzt Wolf noch kein Geld. Leider ist sein Schuldner nichts weniger als zahlungsfähig. Kennenswertes Barvermögen besitzt er überhaupt nicht, so daß Wolf nichts andres übrig bleibt, als sich an das Haus zu halten und dieses im Zwangswege versteigern zu lassen. Allein auch hiermit ist nichts gewonnen. Das Haus ist so mit Hypotheken verpfändet, daß Wolf bei der Versteigerung leer ausgeht und mit seiner Forderung durchfällt.

Das ist nun eine böse Geschichte für ihn — um so mehr, als mittlerweile die Verfallzeit jenes Wechsels wieder herangekommen ist. Das Geschäft ist in der letzten Zeit schlecht gegangen, er ist deshalb so wenig im Besitz von Geldmitteln, wie vor einem halben Jahre: als ihm der Wechsel aufs neue präsentiert wird, kann er ihn wieder nicht einlösen.

Nun aber reißt dem Ziegeleibesitzer die Geduld. Er will nun keine Rücksicht mehr haben. Er weiß nur nicht, soll er gegen Wolf selbst oder gegen den Bürgen vorgehen.

„Haben Sie denn,“ fragt ihn sein Rechtsanwalt, bei welchem er sich Rat erkolt, „etwas Schriftliches über die Bürgschaft in Händen? Zur Gültigkeit einer Bürgschaft ist nämlich erforderlich, daß sie schriftlich erklärt ist.“

„Gewiß, Herr Doktor! Wolf hat mir einen Schein überbracht, welcher vom Bürgen unterschrieben ist. Nur habe ich allerdings meine Unterschrift nicht darunter gesetzt.“

„Das schadet nichts. Sie haben sich mit der Bürgschaft einverstanden erklärt. Das genügt. Die Annahme der Bürgschaft seitens des Gläubigers braucht nicht schriftlich zu erfolgen.“

„Das ist doch wohl auch gleichgültig, daß es in dem Schein nicht heißt, Müller verbürge sich für die Schuld, sondern er stehe für sie gut.“

„Jawohl, das ist ganz gleichgültig. Es muß nicht gerade der Ausdruck „Bürge“ gebraucht werden, sondern es genügt jeder andre, den gleichen Sinn habende Ausdruck.“

„So kann ich also jetzt vom Bürgen Zahlung verlangen?“

„Nein, das können Sie jetzt noch nicht. Erst müssen Sie gegen den Schuldner vorgehen. Der Bürgen kann so lange die Zahlung verweigern, als nicht der Gläubiger eine Zwangsvollstreckung gegen den Schuldner versucht hat. Erst wenn solche zu keinem Resultat geführt, können Sie sich an den Bürgen halten — es müßte denn sein, daß sich dieser als Selbstschuldner verbürgt hat, oder daß er ausdrücklich darauf verzichtet hat auf jene vorherige Inanspruchnahme des Schuldners.“

„Das ist beides nicht der Fall.“

„Dann müssen Sie zuerst Wolf selbst ausklagen. Nur wenn solche Rechtsverfolgung gegen den Schuldner infolge Aenderung des Wohnsitzes oder der gewerblichen Niederlassung desselben wesentlich erschwert ist, oder wenn über sein Vermögen der Konkurs eröffnet oder sonstwie anzunehmen ist, daß eine Zwangsvollstreckung doch nicht zur Befriedigung des Gläubigers führen würde, kann der Bürgen sofort in Anspruch genommen werden. Ich kenne die Verhältnisse Wolfs nicht und weiß daher nicht, ob solche Annahme hier gerechtfertigt ist.“

„Das kann ich eben auch nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich glaube aber, daß bei ihm nicht viel zu holen sein wird. Deshalb wollte ich ja gerade mich gleich an den Bürgen halten. Wenn ich jetzt Wolf ausklage, so entstehen Prozeßkosten, die dann schließlich an mir hängen bleiben.“

„Das haben Sie nun nicht zu befürchten. Für diese Kosten hat Ihnen der Bürgen ebenfalls aufzukommen, wenn sie vom andern nicht sollten beigetrieben werden können.“

„Davon steht aber nichts in der Bürgschaft.“

„Das ist auch nicht nötig. Der Bürgen haftet von selbst für alle Kosten, welche dem Gläubiger auf Kündigung der Forderung oder auf Beitreibung derselben gegen den Schuldner erwachsen, auch wenn dies nicht ausdrücklich erklärt ist.“

So muß sich also Frank wohl oder übel entschließen, gegen Wolf Klage auf Zahlung der tausend Mark zu stellen. Der Prozeß nimmt einen sehr raschen Verlauf, im Verhandlungstermin erscheint Wolf gar nicht, so daß Veräumnisurteil gegen ihn ergeht. Aber als man auf Grund desselben Pfändung vornehmen will, zeigt sich, daß jene Befürchtung des Gläubigers, die er dem Rechtsanwalt gegenüber geäußert, vollauf begründet gewesen ist. Wolf ist infolge des schlechten Geschäftsganges der letzten Zeit gegenwärtig von allen Mitteln entblößt; die Wohnungseinrichtung gehört der Frau; sonst ist nichts Pfändbares vorhanden.

So ist also jetzt Frank tatsächlich auf die Haftung des Bürgen angewiesen.

Von dieser Seite tauchen nun aber neue Schwierigkeiten auf. Müller will nämlich zunächst von einer Zahlung überhaupt nichts wissen. Er sei nur auf ein

halbes Jahr gutgestanden, dieses sei längst vorüber, infolgedessen sei seine Haftung erloschen. Des weiteren aber, wendet er ein, sei er auf keinen Fall gesonnen, die ganze Summe von tausend Mark zu zahlen. Wie ihm Wolf mitgeteilt, seien die von Frank gelieferten Ziegel minderwertige Ware gewesen, und anstatt der dafür berechneten tausend Mark höchstens fünfhundert Mark wert. Er könne also unter allen Umständen nur auf diesen Betrag haftbar gemacht werden. Aus jenem ersten Grunde aber müsse er überhaupt jede Zahlung verweigern.

Es ist Franks Rechtsanwalt ein leichtes, seinen Klienten über jenen ersten Einwand Müllers zu beruhigen.

„Wenn es auch richtig ist,“ setzt er Frank auseinander, „daß Müller nur auf ein halbes Jahr gutgestanden ist, so bleibt die Bürgschaft in diesem Fall dennoch bestehen. Kann der Bürgen verlangen, daß zunächst die Forderung vom Hauptschuldner beizutreiben versucht wird, so ist es klar, daß dem Gläubiger auch Zeit hierzu gelassen werden muß. Vor Ablauf des halben Jahres konnten Sie Wolf nicht ausklagen, nachdem Sie ihm einmal so lange Stundung gewährt hatten. Mit Ablauf dieser Frist waren Sie allerdings, wenn der Bürgen nicht frei werden sollte, gehalten, unverzüglich die Einziehung der Forderung vom Schuldner zu betreiben. Das haben Sie aber gethan. Die Haftung Müllers bleibt also, wie gesagt, nach wie vor bestehen.“

Der Rechtsanwalt machte eine Pause. „Eines noch,“ beginnt er wieder, „wann haben Sie denn eigentlich den Bürgen zur Zahlung aufgefordert?“

„Ich habe ihm geschrieben noch am selben Tage, an welchem ich vom Gerichtsvollzieher die Benachrichtigung von dem ergebnislosen Pfändungsversuch erhalten hatte.“

„Dann ist es schon gut. Es muß nämlich der Gläubiger in solchem Falle wie hier, wenn der Bürgen nur auf eine bestimmte Zeit gutgestanden ist, demselben unverzüglich nach Beendigung des Verfahrens gegen den Schuldner anzeigen, daß er ihn in Anspruch nehme.“

„Dann wäre also die Sache in Ordnung. Denn die andre Einrede Müllers fürchte ich nicht. Damit werde ich sehr rasch fertig werden.“

„Nun — um so besser! Aber wie verhält es sich denn eigentlich mit der angeblichen schlechten Beschaffenheit der Ziegel? Vor allem: hat denn Wolf selbst schon einmal eine solche Beanstandung erhoben?“

„Allerdings — das heißt, er hat damals nach der Lieferung der Ziegel behauptet, ich hätte ihm andre als die von ihm bestellten Doppelfalzziegel geliefert. Ich konnte ihm aber leicht nachweisen, daß diese Behauptung vollkommen unrichtig war, und stellte sich schließlich die ganze Beanstandung als auf einem Irrtum Wolfs beruhend heraus, der sich über die Beschaffenheit des von ihm bestellten Materials nicht recht klar gewesen war. Wolf ließ sich von mir überzeugen und hat nachher mit keinem Wort mehr der Sache Erwähnung gethan. Es geht nun doch nicht an, daß Müller denselben Einwand, auf den der Schuldner selbst längst verzichtet hat, nun noch einmal bringt.“

„Da muß ich Ihnen bemerken, daß dies nicht richtig ist. Auch angenommen, Wolf hätte auf jene Einrede verzichtet, so kann der Bürgen alle dem Hauptschuldner zustehenden Einreden geltend machen, auch wenn jener auf sie verzichtet hat.“

„Nun, wenn das so ist, vielleicht findet sich Wolf selbst bereit, Müller über den Sachverhalt aufzuklären, ehe dieser sich auf einen aussichtslosen Prozeß einläßt.“

„Kann sein! Reden Sie einmal mit Müller. Er soll sich einmal genau bei Wolf erkundigen. Sie können ihm dabei auch gleich sagen, daß, wenn er jetzt seiner Bürgschaftsverbindlichkeit nachkommt, das Geld deshalb ja noch lange nicht verloren ist für ihn. Soweit nämlich der Bürgen den Gläubiger befriedigt, geht die Forderung des Gläubigers auf ihn über. Es kann also Müller das, was er nun für Wolf zahlen muß, von diesem wieder zurückverlangen. Wolfs Verhältnisse werden sich doch auch wieder bessern. Vielleicht läßt sich Müller durch diese Aussicht bestimmen, keine weiteren Schwierigkeiten zu machen, die ihm wahrscheinlich doch nichts helfen.“

Diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Müller besteht auf seinem vermeintlichen Recht. Auch Wolf, weit entfernt, ihm zur Nachgiebigkeit zu raten, bestärkt ihn vielmehr in seinem Widerstand, indem er jene von ihm selbst längst fallen gelassene Behauptung nunmehr allen Ernstes wieder aufstellt und aufrecht erhält.

So kommt es denn wieder zum Prozeß. In diesem gelingt es Frank leicht, durch Sachverständige den Nachweis dafür zu erbringen, daß er tatsächlich bestellungsgemäß geliefert, daß jene Einrede des Beklagten mithin gänzlich unbegründet ist. Dieser wird deshalb zur Zahlung der eingeklagten Bürgschaftssumme verurteilt.

Nun ist es aber aus mit der Freundschaft zwischen

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Von den neununddreißig regierenden Fürsten in Europa sind zwanzig, also mehr als die Hälfte, ohne direkte männliche Nachkommen. Von ihnen befinden sich allerdings sieben in einem Alter, in dem Nachkommenschaft noch zu erwarten oder wenigstens wahrscheinlich ist. Unter den einundzwanzig deutschen Fürsten sind nicht weniger als elf ohne männliche Nachkommen, nämlich die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg, die Großherzöge von Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Hessen, die Herzöge von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Coburg und die Fürsten von Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, sieben Fürsten haben je einen Sohn, drei je zwei, vier je drei, einer vier, drei (der Sultan, der König von Griechenland und der Fürst von Schaumburg-Lippe) je fünf und einer (der Deutsche Kaiser) sechs Söhne. Bei den Fürsten ohne männliche Nachkommen geht nach dem augenblicklichen Stand der Erbfolge der Thron in sechs Fällen auf den Bruder über, in drei Fällen auf den Onkel, in zwei Fällen auf den Neffen, in einem auf den Vetter, in drei auf entferntere Verwandte und in vier Fällen auf andre Linien. Das Haus Obrenowitsch würde mit dem König von Serbien aussterben. Im ganzen haben die neununddreißig europäischen Regenten fünfzig männliche und siebenunddreißig weibliche Nachkommen, darunter die einundzwanzig deutschen Fürsten vierundzwanzig männliche und vierzehn weibliche.

Die Kaiserin hat im Jahre 1900 an goldenen Dienstboten-Kreuzen nebst den von ihr selbst vollzogenen Diplomen an weibliche Dienstboten für vierzigjährige Dienste in ein und derselben Familie verliehen: in der Rheinprovinz 31, Schlesien 29, Ostpreußen 22, Brandenburg 18, darunter 6 Berlin, Hessen-Nassau 12, Elsass-Lothringen 11, Pommern 9, Schleswig-Holstein 9, Sachsen 7, Westfalen 7, Posen 6, Hannover 6, Westpreußen 4.

Länder- und Völkerkunde.

Die Regenerikokratie Amerikas. In den Vereinigten Staaten bilden die Neger 13 Prozent der Gesamtbevölkerung. Fast vierzig Jahre sind seit der Aufhebung der Sklaverei vergangen, und doch ist es nur einer sehr beschränkten Anzahl gelungen, soziale Fortschritte zu machen. Mit dieser beschränkten „Aristokratie“ beschäftigt sich der interessante Artikel einer englischen Zeitschrift. Die journalistischen Kämpfe der Rassen reichen auf das Jahr 1827 zurück, in dem „Freedom's Journal“ in New York veröffentlicht wurde. Allmählich nahm die Negerpresse an Macht zu, und heute zählt man über 200 Zeitungen, die den Rasse-Interessen gewidmet sind, darunter sind mehrere monatlich und vierteljährlich erscheinende Zeitschriften. An der Spitze der Neger-Journalisten von heute steht T. Thomas Fortune, der den meisten literarischen Zeitungen Amerikas regelmäßige Beiträge liefert. Als Ärzte und Chirurgen sind viele Neger erfolgreich tätig trotz der unglücklichen Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg gelegt werden. Regern ist es beispielsweise unmöglich, Zutritt zu den allgemeinen Krankenhäusern zu erhalten; daher mußten sie Institute schaffen, die von Ärzten ihrer eignen Rasse beaufsichtigt wurden. Das bekannteste Beispiel für den Erfolg der Neger in der Heilkunde liefert Dr. Daniel S. Williams aus Chicago. Seine Praxis ist außerordentlich groß, und aus allen Klassen der Gesellschaft strömen ihm Patienten zu. Seit Jahren steht er im öffentlichen Leben, und während des spanisch-amerikanischen Krieges war er zum Wundarzt der Volunteers mit Oberstrang ernannt worden. Die Neger sind beinahe ausschließlich sehr religiös veranlagt. Die Neger-Baptisten allein haben eine Mitgliederzahl von 1 600 000 und ein Vermögen, das auf 40 000 000 M. geschätzt wird. Unter den Negern giebt es überhaupt viele tüchtige Theologen.

Welches Land ist das am dichtesten bevölkerte? Nach dem „Reichsanzeiger“ steht Ägypten obenan. Dort kamen auf einen Quadratkilometer 290 Personen. In Belgien, das an zweiter Stelle steht, zählt der Quadratkilometer nur 226 Menschen. Dann folgen die Niederlande mit 154, Großbritannien und Irland mit 128, Japan mit 114 und Italien mit 110 Einwohnern auf einen Quadratkilometer. Erst an siebenter Stelle steht Deutschland, allerdings noch nach der Volkszählung von 1895, mit 97, gefolgt von Österreich mit 84, der Schweiz mit 78, Frankreich mit 73, Dänemark mit 60, Ungarn mit 58, Serbien mit 50, Rumänien mit 41, Griechenland mit 38, Spanien mit 36 und Bulgarien mit 35 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Dann tritt eine lange Pause ein, worauf kommen Schweden mit 11, die Vereinigten Staaten mit 10, Norwegen mit 7, Rußland mit 6, Mexiko mit 6, Chile mit 4, Argentinien und Brasilien mit je 2 Einwohnern auf einen Quadratkilometer. China, das man gewöhnlich für sehr dicht bevölkert hält, fehlt in dieser Zusammenstellung. Es kamen dort nur etwa 32 Einwohner auf den Quadratkilometer, in einzelnen Provinzen allerdings bis 172 (Schantung) und 210 (Kwangsi).

Verkehr.

Getreideverkehr Deutschlands mit dem Ausland. Nach den vom kaiserlichen Statistischen Amt mitgeteilten amtlichen Zahlen betrug die Einfuhr im Jahre 1900 in Doppelzentnern 12 995 343 Weizen (gegen 16 000 148 in 1899), 9 678 390 Roggen (5 907 101), 5 595 433 Hafer (3 055 884), 7 725 109 Gerste (11 102 877), 13 936 601 Mais (16 265 950), 370 360 Weizenmehl (445 722) und 18 386 Roggenmehl (12 749). Die Ausfuhr stellte sich im Jahre 1900 in Doppelzentnern auf 3 920 105 Weizen (gegen 3 339 391 in

1899), 1 198 973 Roggen (1 528 402), 2 011 968 Hafer (1 031 573), 407 194 Gerste (279 044), 107 517 Mais, 347 530 Weizenmehl (353 543) und 937 379 Roggenmehl (1 246 200).

Naturwissenschaftliches.

Der größte Eisenbeinstoßhahn der Welt, ein Ungetüm von nahezu 13 Fuß Länge, ist kürzlich in dem gegenwärtig von Goldgräbern ziemlich verlassenem Yukonggebiet gefunden worden. Zwei Brüder, die am Kongud-River nach Edelmetall suchten, haben ein fuhlanges Stück des spitzen Endes eines Mammuthauers aus dem bläulichen Erdbreich des steil abfallenden Flußufers hervorgeholt. Ohne zu ahnen, mit welchem bedeutenden Fund sie es zu thun hatten, bemühten sich die Brüder, den Stoßhahn freizulegen; ihr Staunen wuchs von Minute zu Minute, als sie sahen, daß der Hauer gar kein Ende nehmen wollte. Nach langer harter Arbeit lag der vorzüglich erhaltene Eisenbeinstoßhahn in seiner stattlichen Länge von 12 Fuß 10 Zoll vor ihnen; sein Umfang an der Wurzel beträgt 22 1/2 Zoll, sein Gewicht fast 2 Zentner. Ohne Zweifel ist dies der längste und schwerste Eisenbeinstoßhahn, der überhaupt existiert. Die Hauer des St. Petersburger Mammuthskeletts weisen nur eine Länge von 9 Fuß 4 Zoll und die des Chicagoer Skeletts eine solche von 9 Fuß 8 Zoll auf.

Denkmünzen.

Von China-Gedenkmünzen gelangten dieser Tage in Berlin zur Ausgabe: Eine Waldersee-Münze mit dem vorzüglich getroffenen Porträt des Generalfeldmarschalls in der Größe eines Thalers und in mattem Silber gehalten, die Rückseite zeigt den Dampfer, welcher den Grafen Waldersee mit seinem Stabe nach Ostasien trug; die Inschrift lautet: „Fahrt nach China auf dem Dampfer 'Sachsen' 1900.“ — Originell ist auch eine Silbermünze in Thalergröße



mit den porträtähnlichen Bildnissen des Kaisers von China auf der einen und der Kaiserin von China auf der andern Seite. Um die Porträts sieht man außer dem chinesischen Drachen, dem Wappen Chinas, die Namen des Kaisers und der Kaiserin in chinesischer Schrift, sowie in lateinischen Lettern die Bezeichnung: „Kwang-Sü, Kaiser v. China.“ „Tsu-Hi, Kaiserin von China.“ Beide Stücke sind aus der Dertelischen Münzstätte hervorgegangen.

Heilkunde.

Die Zahl der in Deutschland praktizierenden Ärzte betrug nach dem Stand der von Mitte September laut Zusammenstellung des Medizinerverbandes 26 479 gegen 26 042 im Jahre 1899. Es hat also eine Zunahme um 437 oder 1,7 Prozent stattgefunden, während in den beiden vorausgegangenen Jahren die Zahl sich um 3,4 und 3,2 Prozent erhöht hatte. Von der Gesamtzahl entfallen 16 100 (gegen 15 654 im Vorjahr) auf Preußen, 2668 (2837) auf Bayern, 1960 (1922) auf Sachsen, 1024 (1000) auf Baden, 899 (868) auf Württemberg, 794 (776) auf Elsass-Lothringen, 664 (654) auf Hessen, 580 (568) auf Hamburg, 256 (257) auf Mecklenburg-Schwerin, 244 (241) auf Braunschweig, 199 (194) auf Sachsen-Weimar, 152 (146) auf Anhalt, 148 (145) auf Oldenburg, 143 (146) auf Bremen, 115 (111) auf Sachsen-Coburg-Gotha, 97 (92) auf Sachsen-Meiningen, 76 (73) auf Sachsen-Altenburg, 70 (68) auf Lübeck, 53 (54) auf Neuchâtel, 53 (51) auf Lippe, 42 (39) auf Schwarzburg-Rudolstadt, 39 (41) auf Mecklenburg-Strelitz, 37 (37) auf Waldeck, 31 (33) auf Schwarzburg-Sondershausen, 18 (17) auf Schaumburg-Lippe und 17 (18) auf Neuchâtel. Von den preussischen Provinzen hat die Rheinprovinz (einschließlich Hohenzollern) die meisten Ärzte mit 2583 (2521); dann folgen Schlesien mit 1752 (1729), Brandenburg ohne Berlin mit 1550 (1460), Sachsen mit 1259 (1233), Hannover mit 1253 (1219), Hessen-Nassau mit 1244 (1227), Westfalen mit 1149 (1109), Schleswig-Holstein mit 706 (664), Ostpreußen mit 674 (644), Pommern mit 641 (618), Posen mit 523 (516) und Westpreußen mit 501 (477). Unter den Großstädten hat Berlin die meisten Ärzte, nämlich 2265 (2232). An zweiter Stelle steht München mit 586 Ärzten, ebensoviel wie im vorigen Jahre, dann folgen Hamburg mit 554 (1899 533), Breslau mit 505 (493), Dresden mit 427 (398), Leipzig mit 405 (394), Charlottenburg mit 333 (298), Köln mit 331 (332), Frankfurt a. M. mit 317 (312), Königsberg mit 274 (250), Hannover mit 244 (234), Halle mit 213 (191), Stuttgart mit 202 (197), Wiesbaden mit 191 (176), Straßburg mit 189 (234).

Litteratur.

Die „Chemiker-Zeitung“, Göttingen (Anhalt), die älteste, reichhaltigste, verbreitetste und einflussreichste Fachzeitung ihrer Art, ist mit diesem Jahrgang in das fünfundsiebenzigste Jahr ihres Erscheinens eingetreten. Die „Chemiker-Zeitung“ hat sich unter der thatkräftigen Leitung ihres Gründers und Redakteurs, Dr. G. Krause, zu einem Weltblatt ersten Ranges emporgeschwungen, und

die Durchsicht der verschiedenen Jahrgänge derselben giebt den Beweis, daß sie das Ziel erreicht, welches sie sich gesteckt hat, ein getreues Bild der Errungenschaften der raslos fortschreitenden chemischen Wissenschaft und Industrie zu geben, wertvolle und praktische Erfahrungen den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, die Interessen der Chemiker furchtlos und unermüdlich, ohne Parteinahme und ohne Rücksicht auf die Person, nach jeder Richtung hin zu vertreten. Wir wünschen dem Blatt ein fortgesetzt gutes Gedeihen.

Verordnungen.

Ein neues Gesetz über die öffentliche Krankenpflege im Kanton Genf bestimmt unter andern, daß alle unbemittelten Kranken, welche sich im Kanton aufhalten oder ihren Wohnsitz da haben, Anspruch auf unentgeltliche ärztliche Hilfe, sei es in Spitälern, sei es in der eignen Wohnung, haben. Es werden zu dem Behufe eine Anzahl Staatsärzte in Stadt- und Landgemeinden angestellt.

Statistisches.

Eine Ansichtskartenstatistik hat das Reichspostamt veranstaltet. Das Ergebnis übersteigt nach der „Deutschen Verkehrs-Zeitung“ alle Erwartungen. Obgleich die Hauptreisezeit zur Zeit der Zählung bereits vorüber war, sind in den sieben Tagen vom 9. August, 12 Uhr mittags, bis 16. August, 12 Uhr mittags, im Reichspostgebiet nicht weniger als 10 128 569 Ansichtskarten aufgegeben worden, mithin im Durchschnitt täglich 1 446 938 Stück. Von insgesamt 20 808 313 aufgegebenen portopflichtigen Postkarten waren 9 569 350 Stück (46 Prozent) mit bildlichen Darstellungen versehen oder mit Sinnsprüchen, Gedichten und so weiter bedruckt. Der Portobetrag für die sieben-tägige Gesamtmenge der Ansichtskarten stellt sich auf 483 075,32 M., für einen Tag auf 69 010,76 M. Die Führung hat der Oberpostdirektionsbezirk Berlin mit 1 188 090 aufgegebenen Ansichtskarten in sieben Tagen oder beinahe 170 000 täglich; es folgen Bezirk Dresden mit 627 398 Stück (fast 90 000 täglich), Bezirk Hamburg mit 523 415 (täglich 75 000), Bezirk Düsseldorf mit 455 987 (täglich über 65 000). Groß ist natürlich auch die Zahl der Ansichtskarten, die in Badeorten oder schönen Aussichtspunkten aufgegeben werden. Könnte man die vom 9. bis 16. August im Reichspostgebiet aufgegebenen mehr als 10 Millionen Ansichtskarten aufeinanderstapeln (etwa wie man durchlochte Blätter auf einen Eisenstab aufreht), so würde man eine Kartensäule von 3376 Metern erhalten oder 45mal die Höhe bis über die Kaiserkrone auf dem Reichstagsgebäude. Mit der schmalen Seite aneinandergereiht, ergeben die Ansichtskarten einen Streifen von 1418 Kilometern Länge, also etwa die Eisenbahnentfernung von Hof bis Rom. Das Gewicht der Ansichtskarten macht für sieben Tage 36 173 Kilogramm aus, das sind rund 723 Zentner oder täglich über 100 Zentner, nämlich über 4 Zentner. Legte man aber Karte an Karte in Länge und Breite nebeneinander, so würde man eine Fläche von 127 620 Quadratmetern bedecken können.

Miscellen.

Der internationale Schülerbriefwechsel hat im verfloßenen Jahre beachtenswerte Fortschritte gemacht. Bei der Leipziger Hauptstelle wurden insgesamt 3342 Personen angemeldet, 192 mehr als im Jahre 1899. Die stärkste Schülerzahl stellte Deutschland mit 1446, dann folgten Frankreich mit 1232, Amerika mit 333 und Großbritannien mit 162. In Frankreich sind die Schreibenden Knaben weit zahlreicher als die Mädchen, während in England sowohl wie in Amerika das Umgekehrte der Fall ist. Die überaus geringe Anmeldeziffer Großbritanniens scheint darauf hinzuweisen, daß dort für den deutschen Unterricht nach wie vor keine große Neigung vorhanden ist. Ueberaus rasch war die starke Zahl der Anmeldungen im letzten Vierteljahr 1900 — Deutschland 476, Frankreich 697 —, offenbar eine Folge der warmen Empfehlung des Schülerbriefwechsels durch den internationalen Mittelschulkongress, der während der Weltausstellung in Paris tagte. Besondere Beachtung verdient, daß die Fälle sich häufen, in denen der Schülerbriefwechsel zu persönlichen Besuchen der jugendlichen Briefschreiber führt. So haben im vergangenen Jahre zahlreiche französische Schüler sich während der Ferien bei ihren deutschen Briefschreibern aufgehalten und deutsche umgekehrt bei ihren französischen Sprachfreunden gastliche Aufnahme gefunden, was für die Beziehungen der beiden Nachbarvölker nur förderlich sein kann.

Die Heilsarmee. Das äußere Gekrabere der Heilsarmee ist nicht nach jedermanns Geschmack; aber auch die, deren ästhetisches Gefühl sie verletzt, müssen zugeben, daß sie viel Gutes thut. So hat die Heilsarmee in England im letzten Jahre, wie aus dem soeben veröffentlichten Bericht hervorgeht, fast 2 1/2 Millionen Mahlzeiten gratis geliefert, 1567 562 Nachtlager für Obdachlose wurden bereitet, 3042 Männer erhielten in Fabriken Arbeit, 9476 Applikanten wurden in anderer Weise vorübergehend oder dauernd beschäftigt. Die Gesellschaft nahm 725 entlassene Sträflinge in ihren Asyl auf und konnte von diesen 182 entweder ihren Familien zurückgeben oder in Stellungen unterbringen. 2400 Frauen und Mädchen wurden in Rettungshäusern aufgenommen, und von diesen konnten fast alle, nämlich 2135, entweder ihren Familien zurückgegeben oder in Stellungen untergebracht werden. Weiterhin sammelte die Heilsarmee 400 000 M. für die indische Hungersnot, und so ist es kein Wunder, daß sie sich in England eines wachsenden Ansehens erfreut.

Gestorben.

Der Dichter des bekannten Soldatenliedes „König Wilhelm sah ganz heiter“, Geh. Sanitätsrat Dr. Krenßler, in Brandenburg am 9. Januar im Alter von 84 Jahren.